



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

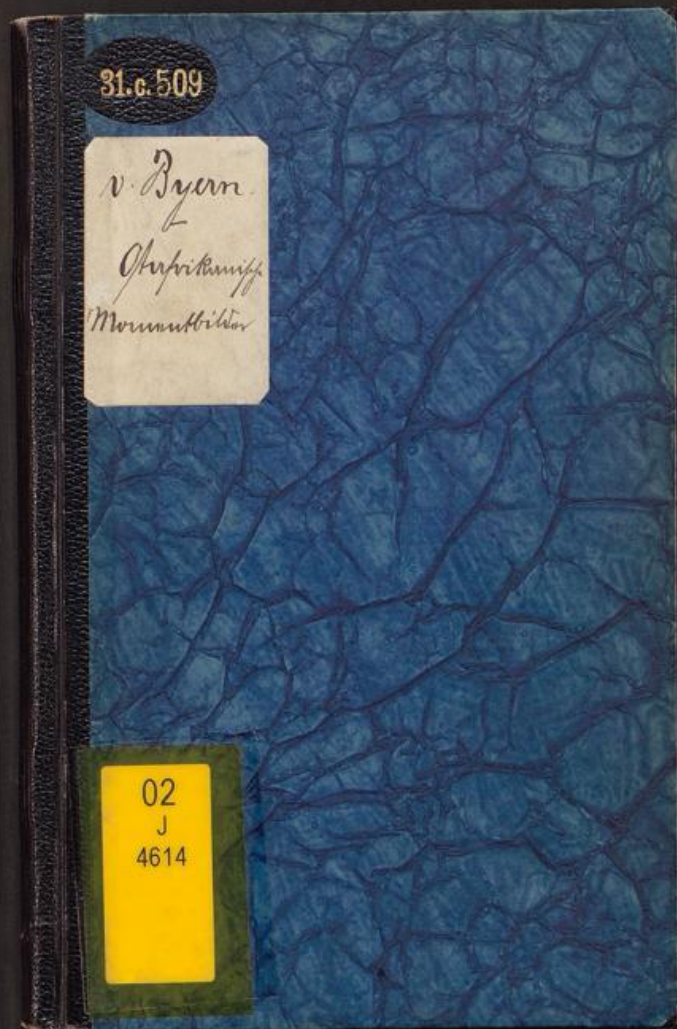
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Shamba, Mpori und Bahari

Byern, Gerhard von

Leipzig, 1916

urn:nbn:de:gbv:46:1-13668



31.c.509

v. Byern
Ophthamie
Museumbibliothek

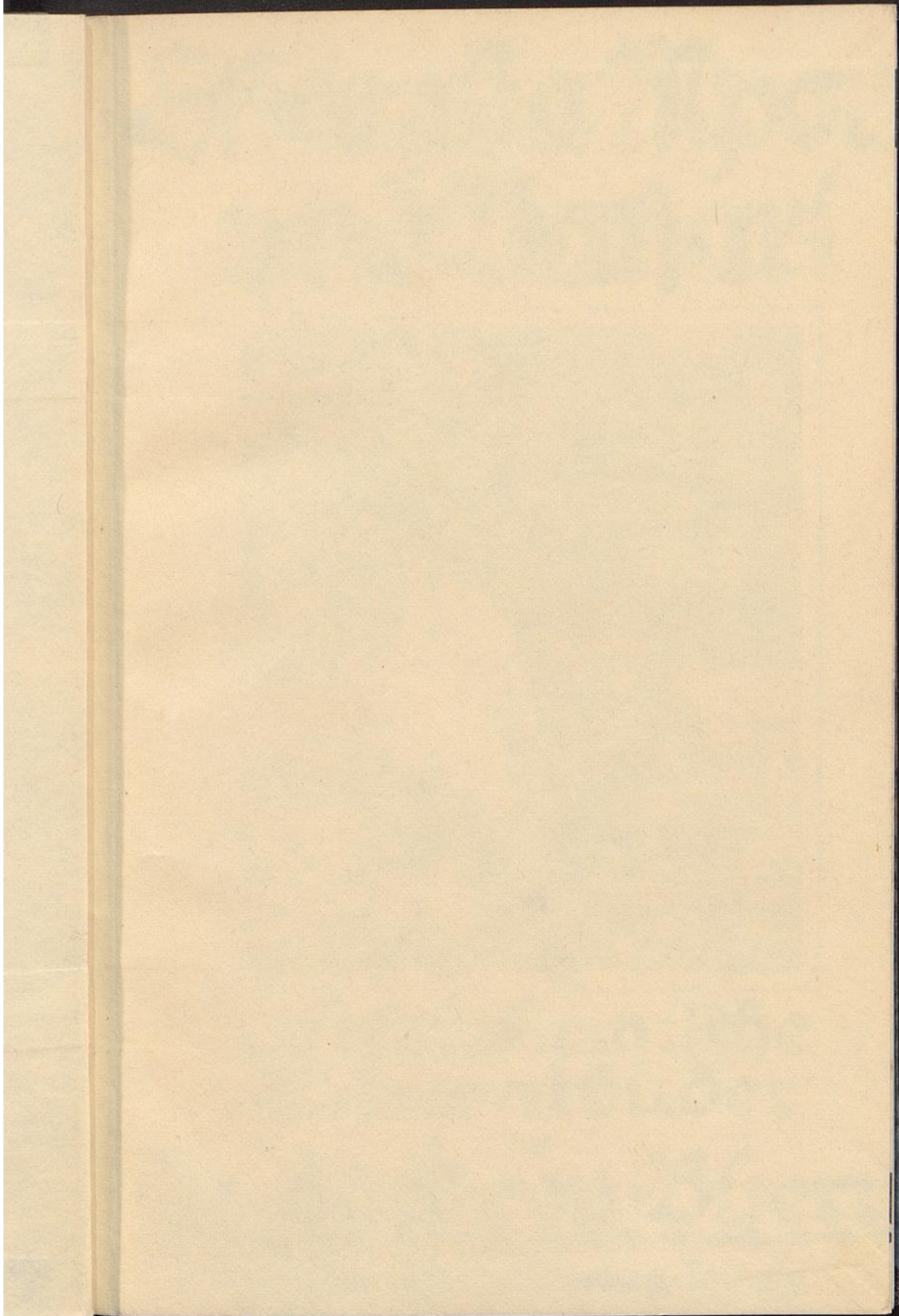
02
J
4614

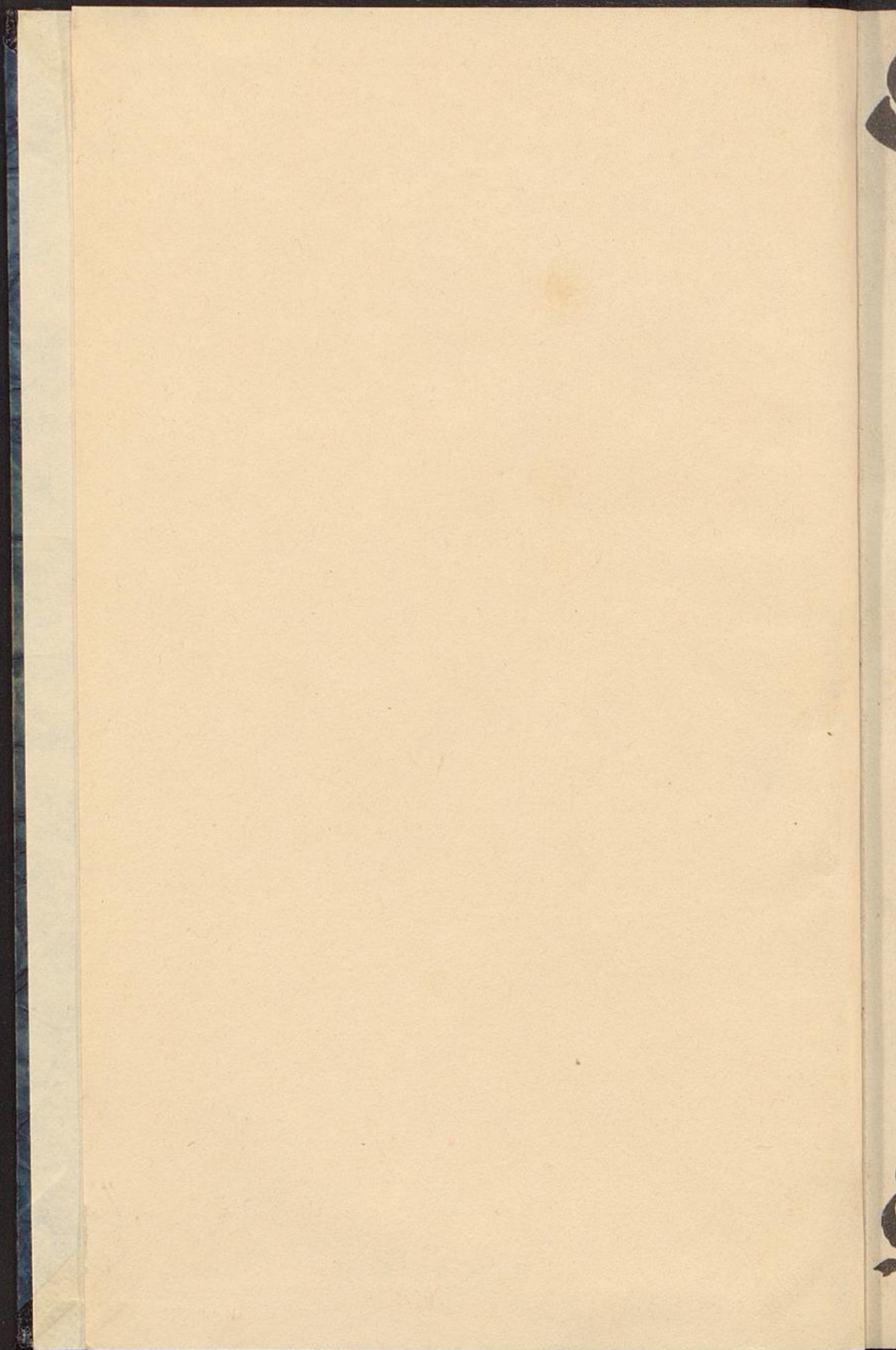
31.c. 509

v. Byern.
Ostfriesische
Museumsgesellschaft

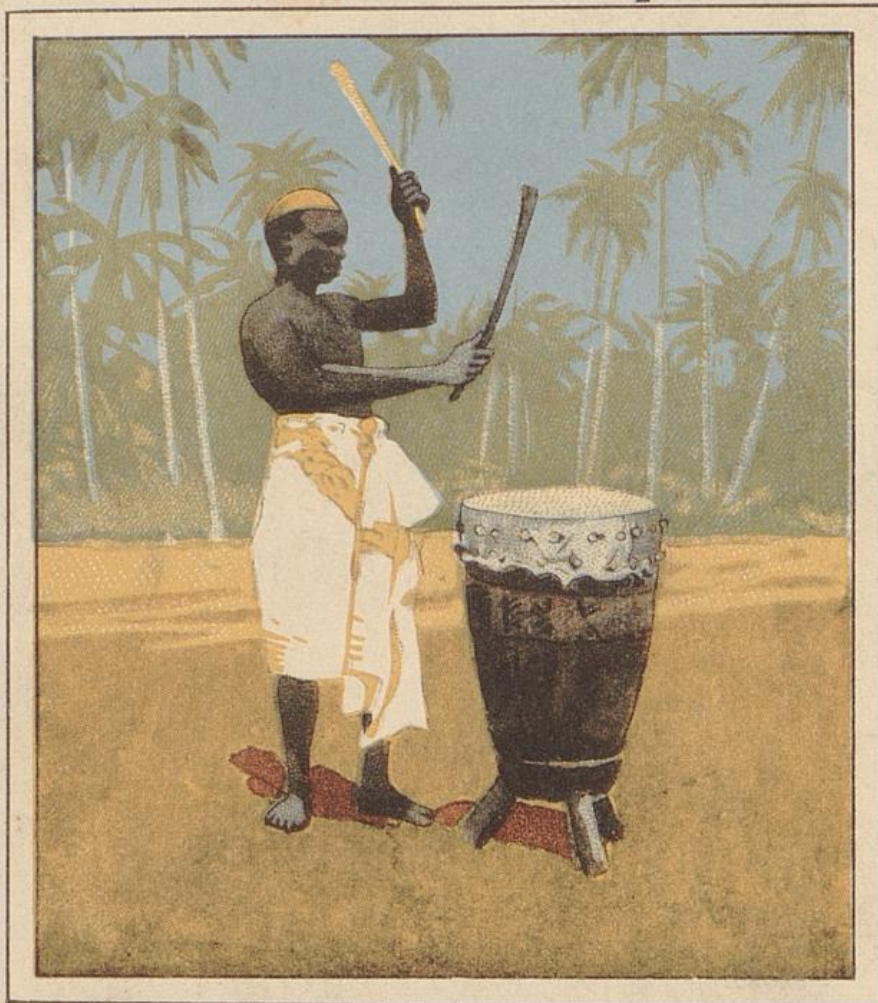
02
J
4614

31. c. 509





Shamba Npor und Bafhari



Ostafrikanische
Momentbilder
von
Gerhard von Büern
C. F. Amelangs Verlag/Leipzig

172.1
Q3

11. 2. 1911
23. 11. 11

v. Byern, Ostafrikanische Momentbilder



Antilopenaufzucht

Shamba, Mpuri und Bahari

Ostafrikanische Momentbilder

von

Gerhard von Byern

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers



Leipzig

C. F. Amelangs Verlag

1916



34.c.0509



Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten
Für Amerika: Copyright 1916 by C. F. Amelang's Verlag, Leipzig

Vorwort

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß Momentphotographien oft viel charakteristischer sind als Bilder, die der Photograph macht. So geht es auch mit Erzählungen aus einem fremden Lande. Wenn ich in Folgendem in bunter Reihenfolge meinen Lesern eine größere Zahl ostafrikanischer Momentbilder vorführe, so glaube ich, damit deutlicher zu sprechen, als wenn ich ein dickleibiges Buch über das Leben in Ostafrika schreibe. Diese Momentbilder stellen nur Selbst-erlebtes und Selbstgesehenes dar und halten sich durchaus an die Wahrheit ohne Zuhilfenahme der Phantasie. Das, was ich erlebt habe, erzähle ich wieder, oder wenigstens einiges davon. Ich habe eine Dreiteilung getroffen: S h a m b a (die Pflanzung), M p o r i (der Steppenbusch), und B a h a r i (das Meer). Im ersten Teil wird von einigen harmlosen Erlebnissen im Pflanzenerleben die Rede sein. Der zweite Teil redet von weniger harmlosen Dingen, von Raubtierjagden, aber auch von der herrlichen Steppenjagd. Der dritte Teil endlich behandelt einige Erlebnisse zur See, wie sie nur der durchmacht, der wie ich viele Jahre an der ostafrikanischen Küste lebte, und für den der Wasserweg die einzige oder wenigstens beste Verbindung mit der nächsten Stadt war.

Es ist mein Wunsch, daß die bunte Bilderreihe von meinen Lesern einer freundlichen Betrachtung unterzogen werden möge. Es wird, wie gesagt, nur Wahres erzählt, und weder Jägerlatein noch durch Tropenkoller entstandene Übertreibungen haben Eingang in dieses Büchlein gefunden.

Der Verfasser

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist eine Untersuchung über die Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Sie ist in drei Teile gegliedert: I. Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, II. Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, III. Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Der erste Teil behandelt die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, der zweite Teil die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, und der dritte Teil die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert: I. Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, II. Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, III. Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Der erste Teil behandelt die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, der zweite Teil die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, und der dritte Teil die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert.

Der Verfasser

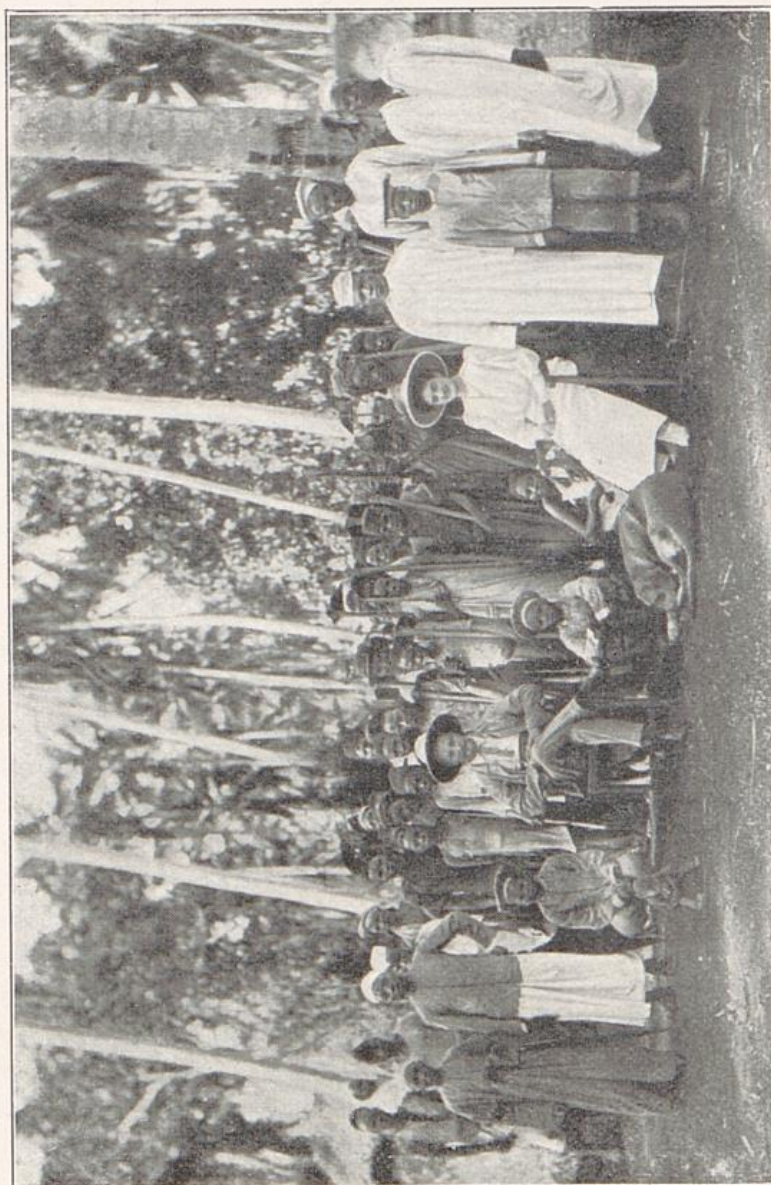
Inhalt

	Seite
Shamba ❖ Die Pflanzung	
Der Sheitani	11
Glaube hilft	18
Max, der Unbezwingliche	21
„August“	25
Die merkwürdigen Freunde	31
Muth	35
Choyo	37
Mpori ❖ Der Steppenbusch	
* Steppenfahrten	
Er lebt noch	43
Der Leibhaftige	46
Der merkwürdige Einhufer	49
Afrikanische Nachsuche	51
Die eigentümliche Flußfischerei	54
** Raubtier- und andere Geschichten	
Mein Erster	59
Mimikry	62
Die Leopardennutter	64
Im Brunnen	67
Zwei unheimliche Nachtsparziergänge	71
Auf dem Eisenholzbaum	77
Der Entfesselungskünstler	80
Schlangen	85
Krokodilfang	89
Der Jagdneidische	92
Bahari ❖ Das Meer	
Der Haifischfang	97
Gefentert	102
Niedrigwasser	104
Das „Mashua ya sanduku“	111
Die Motorbootprobefahrt	116
Die letzte Fahrt	120

Verzeichnis der Bilder

	Seite
Antilopenaufzucht	2
Der Verfasser im Kreise seiner Arbeiter	10
Der Scheitanibaum	13
Die Teufelstrommel	16
Tanz der Wanhamwezi in ihrem Dorfe	17
Auffeher Hamadi mit Familie	20
„August“ mit seinem Herrn	24
Tierfreundschaft	33
„Muth“ in der Brandung des indischen Ozeans	36
Nach dem Ausritt auf die Pflanzung	40
Die Familie vor der „Küche“	42
Im niederen Steppenbusch	45
Der Krokodilfang	58
„Mein Erster“	63
Eine Leopardenfalle aus Baumstämmen	65
Reise über Land im Tragstuhl und Zweiradwagen	71
Reise zu Land. Über ein Flußbett	73
„Abraham und Rebekka“	75
Der Schlangenbeschwörer Kufakulala	79
Von der Frau des Verfassers erlegter Leguan	88
Marktstraße in Tanga	96
Die Besatzung der „Karin“. Im Hintergrund ein Kapokbaum Ebbe	105 107
Eisenbahn in Tanga	109
Gemütliche Dhaufahrt	111
Das „Mashua ya sanduku“	112
Das alte Lehmhaus	120
Das Steinhaus auf der Pflanzung	121
Die letzte Fahrt	123
Die Halle im Steinhaus	124

Shamba ~ Die Pflanzung



Der Verfasser im Kreise seiner Arbeiter



Der Verfasser im Kreise seiner Arbeiter

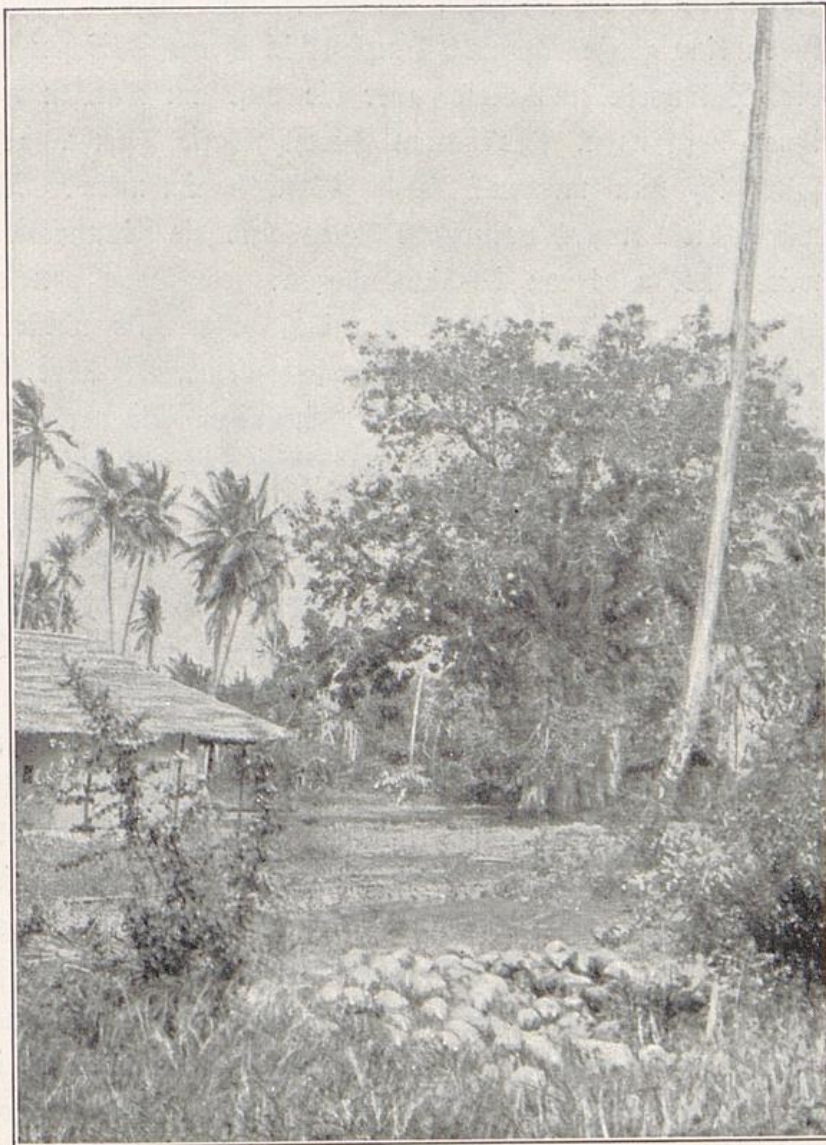
Der Sheitani.*)

Glaube und Aberglaube sind eng verschwistert, aber der Aberglaube ist meistens der stärkere von ihnen. Je primitiver die menschlichen Naturen sind, um so hartnäckiger schlägt der Aberglaube Wurzel. Deshalb haftet er auch ganz besonders stark bei den einfachen Gemütern unsrer ostafrikanischen Neger, besonders bei den Leuten aus dem Innern. Wir Pflanzler haben viele solche Leute aus dem Innern Ostafrikas unter unsern Arbeitern, besonders die Wasékuma vom Victoria-Nyanza-See und die Wanyamwezi, die in der Nähe von Tabora wohnen, im übrigen aber über ganz Ostafrika verteilt sind, weil sie Wandervögel und Sachfengänger sind. Ich habe die Wasékuma und Wanyamwezi immer sehr gern gemocht, diese braven, dummgutmütigen, ungeschlachten, allerdings auch sehr dickköpfigen Kerle, die wirklich noch harmlos vergnügt sein können, während der Küstenneger schon reichlich von „Europens übertünchter Höflichkeit“ angekränkelt ist, d. h. nicht mehr ganz so offen und natürlich ist wie die Leute aus dem Innern. Aber ganz furchtbar abergläubisch sind diese Wanyamwezi und Wasékuma, und der Sheitani — der Teufel — spielt bei ihnen eine noch viel größere und wichtigere Rolle als bei den Küstennegern, die allerdings auch täglich „Teufelaustreibungen“ mit viel Geschrei und Trommelschlag begehen, wenn ihre Weiber vom Sheitani besessen, d. h. krank sind, oder wenn sie . . . untreu waren. Denn auch daran soll der Teufel oft schuld sein. Eine sehr be-

*) Sheitani wird bei den Suahelis der Teufel genannt zum Unterschied von mbilishi, was der böse Geist bedeutet. Sheitani kommt von dem arabischen shetan = der Teufel her. Türkisch = shattan.

queme Auslegung, in der Tat! Wie so ein Teufel eigentlich aussieht, das weiß wohl niemand so recht, und die Vorstellungen, die sich die Einzelnen über den Herrn Sheitani machen, mögen recht verschieden sein. Sehr oft werden vorkommende St. Elmsfeuer für den Teufel gehalten, auch einigen Menschen soll er innewohnen und in der Gestalt eines Wurms durch ihre Ohren Eingang gefunden haben. Wie dem auch sei, das eine weiß ich, daß ich einmal Herr über den Teufel geworden bin. Ich habe ihn nämlich ermordet. Jawohl ermordet, sogar mit Vorbedacht erschossen. Und das kam so.

Am Nordende meiner Kokospalmenpflanzung hatte ich ein Arbeiterdörfchen gebaut für meine angeworbenen Wanyamwezi. Das Dörfchen war recht hübsch und bequem gelegen. In seiner Nähe befand sich ein mächtiger, mit dichtem Busch umstandener Affenbrotbaum, der seine riesigen, grauen Äste mit den länglichen Früchten weit hinausragen ließ und wie dräuende Arme dem vorbeiziehenden Wanderer entgegenstreckte. Ein herrliches Exemplar von einem Affenbrotbaum, den ich mir immer mit Wohlgefallen betrachtete. Und doch hat dieser schöne Baum einmal Ärgernis erregt, ja es gab fast seinetwegen eine kleine Revolte unter meinen gutmütigen Wanyamwezi. Sie wollten fort aus dem Dörfchen, so erklärte mir eines schönen Tages ihr Aufseher in seinem gebrochenen Kiswaheli, daß der Wanyamwezi mit eigentümlich hohl klingenden Rehlauten spricht. Fort wollten sie und mußten sie von diesem schrecklichen, unheimlichen Baum, in dem der Teufel wohne. Jede Nacht schrie er so entsetzlich, und Flammen erschienen in den Ästen des Baumes. Das müsse ein gewaltiger Sheitani sein, und sicher würden sie noch alle sterben müssen. Ich wandte



Der Sheitanibaum

meine größte Beredsamkeit und Liebenswürdigkeit auf, um diesen Naturkindern einzureden, daß es keinen Teufel gäbe. Schließlich wurde ich grob. Es nützte alles nichts. Ich gab ihnen eine große Ngoma (Tanzfest) in ihrem Dörfchen mit viel Palmwein und Reis, aber die Lust am Tanzen war ihnen vergangen. Sie hatten Furcht, blasser Furcht. Was sollte ich nun machen? Das Dörfchen umbauen? Das würde viele Kosten verursacht haben, und die Wanhamwezi wären des albernen Umbaus wegen viele Tage von der Pflanzungsarbeit fortgeblieben. Das paßte mir natürlich nicht. Außerdem konnte sich ja an dem neuen Ort über kurz oder lang auch wieder ein Teufel einsinden. So verkündete ich denn am Abend des Tanzfestes den erstaunt Aufhorchenden, ich würde am nächsten Morgen den Teufel erschießen. Ja, das war eine Lösung! Der Europäer kann alles. Er kann auch Teufel ermorden. Und so begab sich denn die große Tat. Recht eigentümlicher Natur waren die Vorbereitungen. In meine rechte Rocktasche steckte ich mir meine wohlgefüllte Zigarrentasche, in die linke einige Dynamitpatronen und etwas Zündschnur. Über die Schulter hing ich mir mein Gewehr, nahm in die rechte Hand meinen Feldstuhl und in die linke eine Hacke. So war ich zum Teufel austreiben gewappnet. Aber so einfach war die Sache doch nicht. Meine Leute sollten mir nämlich mit dem Buschmesser einen Weg durch das dichte Gestrüpp zu dem Affenbrotbaum bahnen. Mit diesem bescheiden geäußerten Wunsch war ich aber an die Unrechten gekommen. Mitgehen bis zur Wohnung des Sheitani? Ausgeschlossen. Lieber sollte ich sie alle miteinander verhauen. Sie wollten einen Löwen mit den Händen fangen, wollten wochenlang umsonst arbeiten. Aber durch den Busch gehen, der zum Teufelsbaum führt?

Nein, nie und nimmermehr. Also mußte ich mich selbst „durchschlagen“ im wahrsten Sinne des Wortes, wenn es auch viel Schweiß und Mühe kostete. Nun kam der Mühe Preis in Gestalt einer Zigarre, die ich auf meinem Feldstuhl, unter dem Affenbrotbaum sitzend, rauchte. Dann begann wieder die Arbeit. Unter den mächtigen Wurzeln des Baums grub ich mit der Hacke einige Gänge, in die ich das Dynamit stopfte. Die Zündschnuren lagen angeschnitten bereit. Ungefähr eine Stunde lang saß ich schon unter dem Affenbrotbaum, aber der Feierlichkeit halber mußte ich die Zeremonie recht lange ausdehnen. Mit innerem Vergnügen stellte ich mir vor, was meine guten Banyamwezi inzwischen tun und denken würden. Sicherlich glaubten sie, daß der Teufel ihren Herrn längst gefressen hatte, weil ich gar nicht mehr zum Vorschein kam. Schließlich mußte ich aber doch den „vorsätzlichen Mord“ ausführen. Ich entzündete also die Zündschnüre und wartete hinter dem Affenbrotbaum, der einen Umfang von 10 Metern hatte. Krach, ... krach ... flogen die Minen auf. Zum Überfluß schoß ich noch beide Läufe meines Gewehres ab, und dann schritt ich als „Sieger“ den soeben gehauenen Pfad entlang dem Dörfchen zu. „Ist er tot?“ wurde ich von allen Seiten bestürmt. „Ja wohl, er ist tot,“ entgegenete ich mit tiefstem Ernst in meinen Mienen, „und er wird euch nicht mehr belästigen.“ „Wo hast du ihn hingetan, Herr?“ frug mich ein besonders Verängstigter. „Ich habe ihn weit drin im Busch begraben,“ war meine Antwort, „nie aber darf ich euch sein Grab zeigen. Ihr würdet sonst krank werden.“

Ruhe und Frieden zog wieder ein in das Dörfchen, das nun blieb, wo es war. Kein Eulenschrei und kein St. Elmsfeuer wurden mehr als Teufeleien angesehen, sondern waren



Die Teufelstrommel

mit einem Male ganz natürliche Dinge geworden. „Sheitani amekufa“ (Der Teufel ist gestorben) erzählten die Leute einander. Und damit war die Sache abgetan. Ja, die Europäer!



Tanz der Wanyamwezi in ihrem Dorfe

Der Glaube hilft

Es war früh morgens 1/26 Uhr, und ich stand in einem Schlag der älteren Kautschukpflanzung, um meine Leute zum Zapfen anzustellen. „Wo ist der Aufseher Hamadi?“ frug ich einen der Leute, der aus demselben Dorfe Bomandani stammte wie der Aufseher. „Er ist sehr krank, Herr,“ erwiderte der Mann. „So, dann wirst du die Aufsicht übernehmen, Mdamsa,“ wandte ich mich an einen der älteren Arbeiter, der schon öfter als Hilfsaufseher fungiert hatte. Dann ging ich von Reihe zu Reihe, prüfte die Cimer, Zapfmittel und Geräte und wollte mich eben einem anderen Teile der Pflanzung zuwenden, als ich am Straßenrande einen alten, gebückten Mann mit grauem Haar und Bart stehen sah. Es war das der Vater des erkrankten Aufsehers Hamadi. „Suballther!“ begrüßte er mich mit dem arabischen Gruß, und ich gab ihm das übliche „allther“ zurück. „Was willst du, Alte?“ frug ich ihn. „Ich höre, dein Sohn ist krank. Was fehlt ihm denn?“ „Ach, Herr,“ klagte der Alte, „mein Sohn ist sehr krank. Er hat Fieber und Verstopfung. Gib mir Medizin.“ „Du weißt,“ entgegnete ich, „daß ich hier auf der Pflanzung keine Medizin habe. Geh zu meiner Frau ins Haus und laß dir Medizin geben. Ich habe noch zu tun.“ Mit einem „evallah, mbwana“ (Zu Befehl, Herr) humpelte der Alte davon.

An diesem Tage war gerade Washtag, ein arbeitsreicher Tag auch für die ostafrikanische Hausfrau. Gerade in diese Arbeit hinein kam nun der Alte mit seinem Anliegen. Sehr viel Zeit hatte meine Frau nicht, aber den Medizin heischenden Greis mußte sie doch abfertigen. Es entspann sich nun folgendes Gespräch, das sich in seiner ganzen Art nur dadurch begreifen läßt, daß eben der Neger recht mundfaul ist

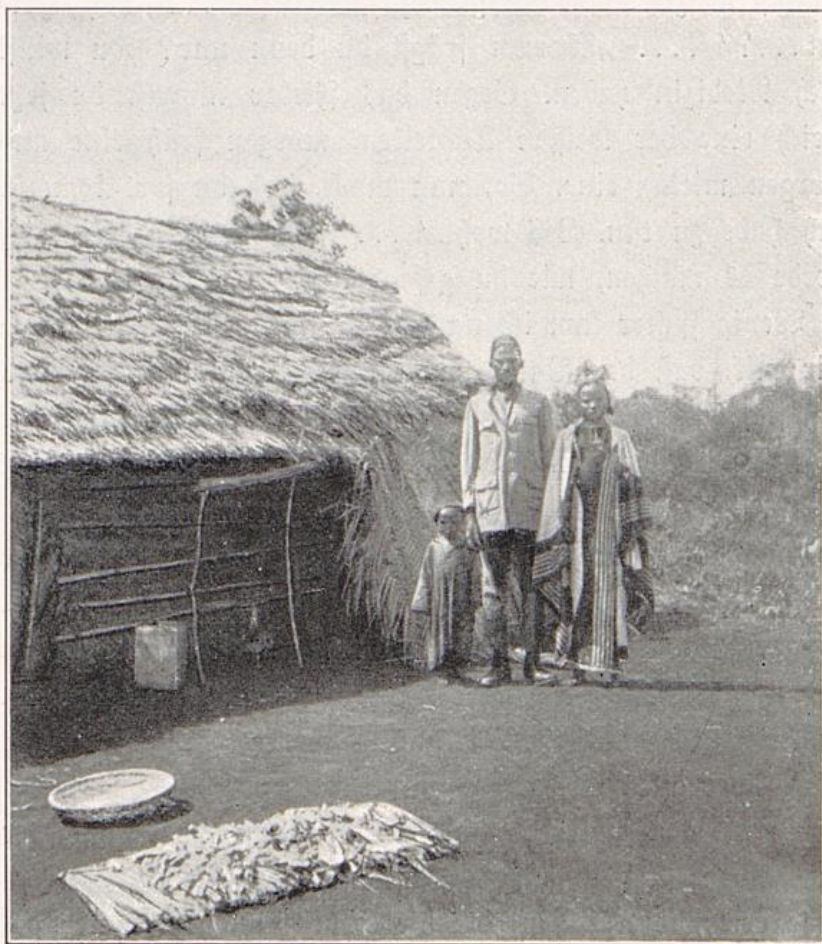
und sich auch gegen den lebhaften, raschen und manchmal auch nervösen Europäer nicht allzuviel zu sagen traut. Besonders die ganz alten Leute, die schon lange vor dem Eintreffen der Europäer in Ostafrika auf der Welt waren, haben immer noch eine unerklärliche Angst vor dem weißen Manne.

„Ich möchte Medizin, Herrin.“ ... „Was für Medizin?“ ... „Medizin gegen Verstopfung und Medizin gegen Fieber.“ ... „Wart ein wenig. So, da hast du sie. Mach den Mund auf.“ ... „Ich...?“ ... „Aber natürlich. Nur schnell, ich habe nicht viel Zeit. Wenn das Öl gewirkt hat, nimmst du zwei von den gelben Tabletten.“ ... „Ich, Herrin...?“ „Warum fragst du denn nur? Du willst doch Medizin haben. Gegen das Fieber nimmst du jetzt gleich eine der weißen Tabletten, morgen früh eine und morgen mittag eine. So, nun mach, daß du fort kommst. Ich habe zu tun. Leb wohl.“ ... „Leb wohl, Herrin, ich werde es machen, wie du gesagt hast.“

Wenig später kam ich nach Hause, und meine Frau teilte mir mit, daß der Vater von Hamadi dagewesen sei, und daß sie ihm Medizin gegeben habe. Der komische Alte habe aber die Medizin nicht nehmen wollen, trotzdem er erst darum gebeten habe. „Das glaube ich gern,“ entgegnete ich, „denn er ist ja nicht krank, sondern sein Sohn.“ Die Folge dieser Worte war ein nicht endenwollender Lachanfall bei meiner Frau, und sie erzählte mir, was sie alles in den Alten hineingestopft hatte. „Wenn das nur gut geht bei seinem Alter,“ meinte ich. Aber es ging gut, ja es ging sogar über alles Erwarten gut.

Drei Tage später erschien der Aufseher Hamadi wieder auf seinem Posten, gesund und freudig strahlend. „Herr,“ sagte er, „die Medizin, die die Herrin meinem Vater ge-

geben hat, hat sehr gut geholfen. Ich bin wieder gesund.“ „Hast du sie denn genommen?“ forschte ich vorsichtig. „Nein, mein Vater hat sie genommen, genau so, wie die Herrin es ihm befohlen hatte. Aber nun bin ich auch ganz gesund,“ erwiderte Hamadi höchst vergnügt. „So so, ja ja, es ist eine ganz ausgezeichnete Medizin,“ war meine etwas verlegene Bemerkung. Im Innern aber dachte ich, daß der Glaube nicht nur Berge versetzen kann, sondern noch viel merkwürdigere Dinge fertig bringt. Und der Alte hatte seitdem eine grenzenlose Hochachtung vor meiner Frau und vor ihrer Sympathiekur.



Aufseher Hamadi mit Familie

Max, der Unbezwingliche

Auf meiner Pflanzung hatte ich einmal als „Wachhund“ ein Hündchen namens Max, Rasse Tiergartenmischung oder Lohengrin — „Nie sollst du mich befragen“ —. Sicher war nur, daß er einen Kopf wie ein Nachtsaffe, Zeichnung von Terrier und Teckel, Behang und Rute eines Spitzes besaß und als „Gerichtsmay“ auch in der Stadt Tanga männiglich bekannt war, allwo er einst einem Gerichtsssekretär gehört hatte. Von diesem hatte er wohl auch das Frühstück im Klub, denn so oft ich mit ihm in Tanga war, frühstückte er dort. Ich muß noch hinzufügen daß Max auch als „Maxi“ auf und in der Umgebung meiner Pflanzung bei allen Negern äußerst populär und beliebt war. Woher diese Zuneigung von seiten der Schwarzen stammte, kann ich nicht sagen, schreibe sie aber dem Umstande zu, daß die Neger in Max eine verwandte Seele witterten, da er, infolge seines Beharrungsvermögens und weil sich das für einen ordentlichen „Wachhund“ so gehört, am Tage und auch in der Nacht unaufhörlich schlief. Daß er nachts im Kühlen, d. h. im Freien zu schlafen liebte, wäre ihm fast zum Verhängnis geworden. Schon immer hatte ich ihm gesagt: „Max, komm herein, dich frißt noch einmal der Leopard.“ Aber, da er etwas Teckelblut in den Adern hatte, kam er nicht. Eines Nachts nun bei stürmischem Wetter wachte ich auf und hörte draußen das Einspringen des Leoparden, einen schwachen Schrei und dann war es still. Es war mir natürlich sofort klar, daß diesmal der arme Max seinen Leichtsinns mit dem Leben gebüßt haben mußte, und ich war ganz traurig, denn mir war der kleine Kerl trotz seines Negercharakters doch lieb geworden. Ich stellte am Morgen fest, daß tatsächlich deutliche Fährten des Leoparden zu

sehen waren. Auch, wo Max gelegen haben mußte, sah man genau den Abdruck seines Körpers im weichen Sande und etwas Schweiß. Ich hatte an diesem Morgen etwa drei Kilometer von meinem Hause entfernt zu tun. Als ich zweieinhalb Kilometer gegangen war, sah ich mit einem Male zwischen jungem Kautschuk in größerer Entfernung ein Tierchen, das ich wegen seiner buschigen Rute für einen Schakal ansprach. Ich kümmerte mich aber nicht weiter darum und ging zu meinen Leuten, bei denen die Nachricht von „Maxis“ gewaltsamen Tode ehrliches Mitleid hervorrief. Und was geschah? Als ich auf dem Rückwege durch das Arbeiterdorf kam, sprang mich von hinten etwas an, und als ich mich umblickte, sah ich, daß es Max war. An seinem Halse sah man deutlich die vier Löcher, die die Fangzähne des Leoparden gerissen hatten. Wer nicht weiß, daß für einen Leoparden Hundebraten ungefähr dasselbe ist, was für einen Gourmet Austern, Trüffeln, Hummern und dergl. bedeuten, wird dieses Wiederauftauchen des „Märchen“ vielleicht ganz natürlich finden. Tatsächlich läßt aber ein Leopard einen einmal gefaßten Hund nie los. Eher kann ihm eine Ziege oder ein Schaf abgejagt werden. Und doch war Max wieder da. Ich hatte keine Erklärung dafür, doch die Eingeborenen gaben sie mir. Sie sagten: „Entweder ist Max vor Schreck wie steif und tot gewesen, und der Leopard, der vielleicht für Familie zu sorgen hatte, hielt ihn tatsächlich für verendet und warf ihn hin, um sich nach weiterer Beute umzusehen, oder der Leopard ist einem Löwen begegnet und ließ Max vor Schreck fallen.“

Wie dem auch sein mag, auch heute noch ist mir das Ereignis mit Max seltsam und nicht leicht zu erklären, trotzdem oder gerade weil ich heute die Leoparden und ihre

Gepflogenheiten mindestens genau so gut oder besser kenne als die meisten Schwarzen. „Magi“ ist mir aber noch lange Jahre ein treuer Begleiter gewesen. Wenn ich sonst keinen Hund mitnahm, aber Mag war immer „mit von der Partie“, auch wenn es sich um Reisen ins Innere oder um Steppenfahrten handelte. Erst als er alt war, mußte ich ihn töten, weil er eine üble Krankheit bekam, habe das aber wahrhaftig mit recht schwerem und betrübtem Herzen getan.



„August“ mit seinem Herrn

„August“

Eines Tages kam ein Neger zu mir und brachte mir einen noch jungen Hundzaffen, den er durch einen Steinwurf verletzt und gefangen hatte. Ich nahm das Tierchen zu mir, heilte seine Wunde, und es wurde bald vertraut. Als ich ein halbes Jahr später „drüben“ heiratete, war der kleine Kerl schon ein recht munterer und frecher Bursche geworden, der sich bald auch an meine Frau gewöhnte und ihr beim Frühstück und sogar beim Nähen half, indem er geschickt Nadel und Faden aus dem Stoff zog, was ihm anscheinend einen großen Spaß machte. Ich hatte dem Affen den Namen „August“ gegeben. August war wie alle Affen — und insbesondere die Hundzaffen — ein großer Freßsack und ist das bis an sein Lebensende geblieben. Nicht nur, daß er, wenn er nicht an die Kette gelegt war, die Gemüsebeete gründlich plünderte und dabei wahllos Radieschen und Kohlrabi herausriß und fortwarf, nein er tat noch viel Schlimmeres. Eines Tages hatte ich einen Offizier der Schutztruppe bei mir zu Gast. Meine Frau hatte einen wunderschönen Kuchen gebacken und eine Ente gebraten. Beides aber sollten wir nicht verzehren, denn, als wir einmal von Tisch aufstehen mußten, um einen neu hinzukommenden Herrn zu begrüßen, geriet August über den bereitstehenden Kuchen und die soeben servierte Ente und verschwand damit auf eine Palme. Dort saß er nun und warf uns Hinaufschauenden unter schrecklichem Gezeter Kuchenteile und Entenknochen auf den Kopf. Eine sehr böse Eigenschaft hatte August. Er war nämlich ein sehr schlimmer Trinker. Whisky, Vermouth, kurz alles, was alkoholisch war, trank er mit Begier, und es war urkomisch anzusehen, wenn er sich am nächsten Morgen stöhnend den Kopf hielt, weil er, der Affe, einen ausgewachsenen Kater hatte.

August wuchs ziemlich rasch und war nach einigen Jahren so groß, daß er, wenn er aufrecht stand, mir fast bis zur Schulter reichte. Sein Verhältnis zu meiner Frau hatte sich insofern geändert, als sie nur zu ihm gehen durfte, wenn ich nicht da war, denn August war namenlos eifersüchtig auf mich. Erschien ich aber, so wandte er sich sofort voll Wut gegen meine Frau. Mich liebte er mit einer Zärtlichkeit, die rührend war. Wenn ich mich zu ihm setzte, konnte er sich gar nicht genug tun in seinen Liebenswürdigkeiten. Allerdings legte er als echter Hundsaffe auch großen Wert auf die praktische Seite meiner Besuche und durchsuchte stets meine sämtlichen Taschen nach Mitbringseln. Daß er darunter auch meine Streichhölzer und Zigarren rechnete, war weniger nett. Von meiner brennenden Zigarre leckte er stets mit äußerster Vorsicht die ihm scheinbar sehr gut mundende Asche ab, hat es aber nie versucht, mir nach Affenart die Zigarre aus der Hand zu reißen, trotzdem er leidenschaftlich gern Zigarren kaute.

Schließlich kam August in ein Alter, in dem mit ihm „nicht mehr gut Kirschchen essen“ war. Nur ich allein durfte noch zu ihm und konnte ihn auch noch strafen. Die schwarzen Boys reichten ihm Fressen und Wasser nur noch an langen Stangen. Infolgedessen mußte ich scharf aufpassen, ob August überhaupt noch gut versorgt wurde, weil keiner der Jungen sich mehr an den sehr böse gewordenen Affen herantraute. Diese „Sturm- und Drangperiode“ Augusts begann damit, daß er sich ein über das andere Mal von den langen Ketten, an denen er angemacht war, losriß. Immer stärker wurden die Ketten, aber auch immer größer Augusts Kraft, sie zu zerbrechen. Durch diese Ausreißereien stieg Augusts Wildheit immer mehr und mehr. Er überfiel

auf offener Straße die Neger und brachte ihnen mit seinen großen Fangzähnen, die denen eines Leoparden nicht nachstanden, schreckliche Bißwunden bei. Natürlich ging das nicht so weiter und ich beschloß, August an eine ganz große und schwere Ochsenkette zu legen. Ehe ich aber diese Absicht zur Tat machen konnte, trat ein Ereignis ein, das die Ausführung dieses Planes für immer unnötig machte. Meine Frau und ich fuhren nämlich einmal auf drei Tage nach Tanga. Als wir nach meiner Pflanzung zurückkamen, war auf der Landungsbrücke keiner meiner Boys zu sehen, wie es sonst üblich war. Dafür saß aber August dort. Dieser empfing mich mit lauten, grunzenden Freudentönen, umarmte mich, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und drückte mich, als wolle er mich gar nicht mehr loslassen. Ich mußte den mächtig großen und schweren Bengel zum Haus hinauftragen, weil er mich einfach nicht mehr losließ. Die Freude des Tiers über meine Rückkehr war unbeschreiblich und dabei doppelt seltsam, da doch dieser Affe zu einer kaum noch zu bändigenden Bestie geworden war. Ruhig ließ er sich von mir an seinen Baum führen und an die Kette legen. Als er angefettet war, trauten sich endlich die Boys aus der Küche hervor. Und nun erfuhr ich die Bescherung. August hatte sich bald nach meiner Abfahrt von der Pflanzung losgerissen und hatte in diesen drei Tagen schrecklich gehaust. Fast alle meine Hausboys hatten Bißwunden, und einen Mann von der Pflanzung hatte August in ganz übler Weise zugerichtet. Auf diese wenig angenehme Nachricht hin schrieb ich sofort an eine Faktorei in Tanga und bat um Zusendung einer Ochsenkette. Der Brief sollte sofort per Extraboten befördert werden, ich hatte ihn aber noch nicht fertig geschrieben, als ein Boy in mein Büro gestürzt kam und entsetzt meldete:

„Mioffi amehakata tena.“ (August hat sich schon wieder losgerissen.) Nun versuchte ich vier Tage lang, den mir sonst stets gehorsamen Affen zu fangen, aber vergeblich. August war ein ganz anderer geworden. Wild fletschte er mich an, wenn ich mich ihm näherte, und schrie vor Wut in den höchsten Kreischönen. Noch aber traute er sich nicht, mich anzugreifen, denn der Respekt saß ihm doch noch zu tief in den Knochen. Doch auch dahin sollte es bei dem durch die Einfangversuche doppelt gereizten Tier noch kommen. Eines Nachmittags — die Boys waren zum Essen gegangen — hörte ich in der Küche lautes Klirren. Ich ging hin und sah August in der Küche damit beschäftigt, einen Teller nach dem andern von dem Aufwaschtisch hinunter auf den Boden zu werfen. Sofort ging ich ins Haus und holte die große, aus Flußpferdhaut geflochtene Peitsche. Als mich August mit der Peitsche kommen sah, fing er an, wütend zu kreischen. Ich aber ging wie sonst immer auf ihn zu und schlug ihn, um ihm meine Überlegenheit zu beweisen, mit der schweren Peitsche über Kopf und Rücken. Im Nu saß mir die Bestie an der Brust und biß mich durch den Arm, floh aber wie entsetzt und erschrocken über seine eigene Tat wieder auf den Tisch zurück. Nun aber war sein Maß voll. So leid es mir tat, den langjährigen Freund töten zu müssen, es mußte sein. Nun, ich habe es ihm wenigstens leicht gemacht und ihn von dem Tisch, auf dem er saß, heruntergeschossen. Herzschuß! Der freche und doch liebe Wildling hat einen leichten Tod durch seinen Herrn gehabt. Augusts großer Schädel hängt noch über meinem Schreibtische und sieht, während ich dies schreibe, auf mich herab. Wenn ich aber die gewaltigen Zähne, die mich verletzten, sehe, so steigt kein Groll in mir hoch, sondern es kommen

liebe und freundliche Gedanken an jene Zeit, da August noch mein guter Kamerad war.

Diese Schilderung von Augusts Leben würde unvollständig sein, wenn ich nicht einer Episode Erwähnung tun wollte, die so recht bezeichnend für den wilden Burschen ist. Als August schon ein recht großer Kerl und Ausreißer geworden war, lebte ich einmal kurze Zeit mit meiner Frau in Tanga und August natürlich mit uns. Er machte sich in dem Städtchen nicht gerade sehr beliebt, besonders wenn er in den Nachmittagsstunden den Tennisplatz aufsuchte und den dort spielenden Damen oder Herren ihre Gummibälle stahl. Den Rekord an Frechheit stellte er aber mit folgender Geschichte auf. Es war gerade ein von Europa kommender Dampfer im Hafen von Tanga eingelaufen und hatte wie immer auch einige „Grüne“ (Neulinge) mitgebracht. Unter diesen befand sich ein noch recht junger und unerfahrener Herr, der in dem „R-Hotel“ Wohnung nahm. Dort fand er ein gutes Bett und schlief sehr schön, zum ersten Male unter einem Moskitonez und mit brennender Petroleumlampe, wie es üblich ist. Plötzlich erwachte er von einem Geräusch. Das Herz schlug ihm, denn er dachte an Löwen und Schlangen. Und tatsächlich! Das Haar sträubte sich ihm, und das Herz drohte still zu stehen, als er durch das Fenster eine große, haarige Gestalt zähnefletschend einsteigen sah. Der Schweiß trat dem jungen Mann auf die Stirn, als sich das Untier dem Tisch näherte, die brennende Lampe ergriff und mit einem Krach und einem Schrei, der an das Höllengelächter Luzifers erinnerte, auf den Boden schmetterte. Dann verschwand die Bestie, der junge Mann hat aber — so erzählte er am nächsten Morgen noch schlotternd beim Frühstück — kein Auge mehr zugetan. Übrigens hat sich August



in jener Nacht nicht mit dem frechen Einbruch in das Schlafzimmer eines „Grünen“ begnügt, sondern hat sich noch nach der Hotelfüche begeben und dort das Geschirr „inspiziert“. Die Rechnung, die August damals machte, war nicht ganz unbeträchtlich.

Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß August auch einmal gefilmt worden ist, und zwar damals, als ich in Tanga wohnte. Der Film wurde unter der Bezeichnung „Tangafilm“ vor einigen Jahren von der „Deutschen Bioskopgesellschaft-Berlin“ herausgebracht. Ob er noch existiert, weiß ich nicht. Wer Interesse für August hat, kann vielleicht von der genannten Gesellschaft erreichen, daß sie den Film noch einmal bringt. Ich selbst habe viel bessere Bilder von August im Gedächtnis, als sie ein Film darzustellen vermag.

Die merkwürdigen Freunde

Drestes und Phylades waren — was innige Freundschaft anbetrifft — Waisenknaben gegen die beiden Freunde, die ich im Sinne habe. Mit stoischem Gleichmute wandelte der eine seine oft düsteren Pfade, und wie ein Schatten folgte ihm sein Freund auf dem Fuße. Wo der eine weilte, war auch der andere. Anders war es nicht denkbar. Eigentlich war die Freundschaft etwas einseitig, denn Kasura war wohl einer idealen Freundschaft überhaupt nicht fähig, war er doch von niederen Instinkten beseelt. Aber der schwarze Kasimu war treu und ergeben seinem Freunde Kasura, wie eben nur ein Schaf treu und ergeben sein kann. Kasimu war nämlich wirklich ein Schaf, noch dazu ein ganz schwarzes, afrikanisches Fettschwanzschaf, während Kasura ein . . . Schwein, ein wirkliches, richtiges Schwein war. Wäre Kasura nicht so furchtbar gleichgültig und egoistisch gewesen, man hätte die Freundschaft der Beiden rührend nennen können. Aber, wie gesagt, Kasura war eine niedrige Natur. Man sollte glauben, ein Pflanze hätte Besseres zu tun, als sich für so eine gewöhnliche, oder vielmehr ungewöhnliche Freundschaft zu interessieren. Nun, man ist doch auch manchmal zu Hause. Da war es dann immer recht kurzweilig, zu sehen, wie die beiden Freunde unter den Oleanderbüschen im Garten oder im nahen Kautschuk Vorkämpfe aufführten. Der Angreifende war, glaube ich, immer der treue Kasimu. Mit einem Anlauf stürzte er sich auf Kasura und bohrte ihm seinen hornlosen Schädel in die Weichen. Kasura machte dann stets giftige Schweinsaugen und schnappte seinerseits nach Kasimus mageren Hammelbeinen. Oder auch Kasura drehte sich rasch entschlossen um, nahm einen Anlauf und entzog dem, um ihn herumspringenden,

Kasimu durch einen schneidig ausgeführten Frontalangriff das Gleichgewicht. Diese Kämpfe haben meiner Frau und mir oft harmlos fröhliche Minuten bereitet. Noch eins muß ich erwähnen. Mein Haus besaß nämlich eine große, das ganze Dach durchquerende Halle, die an beiden Seiten offen war. Dort aßen wir stets zu Mittag, und nicht nur unsere Hunde lagen um den Tisch herum, sondern auch Kasura und Kasimu. Sie lagen ruhig da, ohne zu betteln oder sich unangenehm bemerkbar zu machen, aber sie waren dabei. Ein Bild stillen Friedens mit sieben Hunden, einem Schaf und einem Schwein um den Mittagstisch herum! Nicht wahr?

Warum ich diese Harmlosigkeiten von Kasura und Kasimu erzähle? Meine Leser haben wohl recht, mich danach zu fragen. Ich tue es, weil dieses ganze Freundschaftsverhältnis einen sehr, sehr tragischen Ausgang nahm. Kasura hatte nämlich Flaschenstaniol gefressen. Ich weiß nicht, ob man in Deutschland Schweine mit Flaschenstaniol fett machen kann. In Afrika kann man es jedenfalls nicht, und Kasura bekam dieses Futter, das er sich eigenwillig selbst einverleibt hatte, nicht einmal. Er fränkelte und wäre wohl eines elenden, unwürdigen Todes gestorben, wenn ich ihn nicht noch rechtzeitig für schlachtreif erklärt hätte. So starb er also, wie es sich für ein ehrbares Schwein, das auf Traditionen hält, gehört. Alles freute sich auf das Schlachtfest. Das Schlachten besorgte ich selbst durch eine rettende Kugel, denn wer hätte wohl Kasura schreien hören können. Mein Assistent behauptete, der Zubereitung kundig zu sein. Ich überließ ihm das gern. Meine Frau und ich sprachen den ganzen Tag über bloß von Wellfleisch und Wurst. Ein anderes Thema gab es für uns nicht, und wir benahmen uns wie die Kannibalen, die sicher auch viel vom Essen reden.



Tierfreundschaft

Ein Teil der irdischen Hülle Kasuras ruhte schon in einem Pöfeleimer, und ich schmalzte öfter hörbar mit der Zunge, denn ich esse Pöfelsfleisch riesig gern.

Mittags gab es Wellfleisch. Dabei beging ich eine große Torheit, denn ich sagte laut und vernehmlich: „Ach, der arme Kasura!“ Verslogen waren alle Begierden, und Kasura blieb ungeessen. Ich weiß nicht, was aus dem ganzen Schweinefleisch geworden ist, erinnere mich aber nur, daß einige meiner Hunde an Fetträude erkrankten. Sie waren wohl nicht so sentimental gewesen.

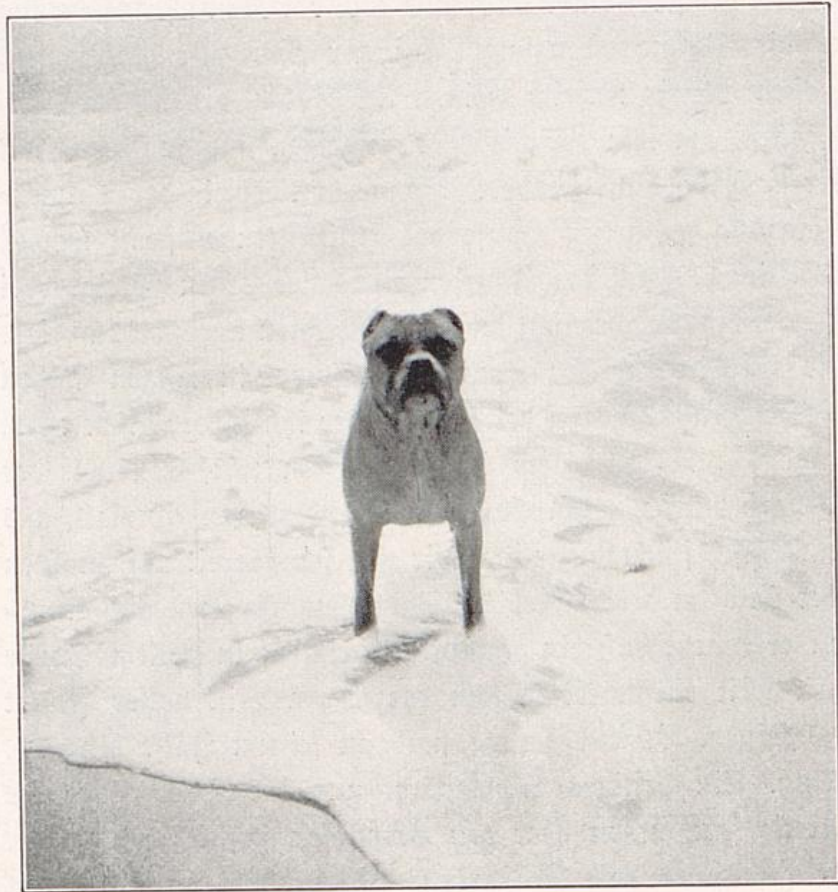
Und Kasimu? Er hatte sich an meinen schwarzen Spiz herangemacht und wollte sich diesen zum Freund erkiesen. Mein Spiz aber, Pek mit Namen, wollte ihn nicht und biß ihn öfter in die Nase. So stand Kasimu allein auf der Welt, und ich verkaufte ihn schließlich aus ... Mitleid und weil ... er mir immer im Wege herumstand, wenn ich in mein Büro wollte. Er hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, mich an Kasuras Stelle zum Freunde zu haben. Das litt aber die Reputation nicht, und er mußte aus dem Hause. War das nun nicht tragisch? Ich glaube, es hat sich doch verlohnt, daß ich die Geschichte von den beiden merkwürdigen Freunden erzählt habe.

„Muth“

Seit meiner Kindheit habe ich Hunde um mich gehabt und, wie das Erlebnis mit „Max“ zeigt, auch gelegentlich einmal — besonders in Afrika — Angehörige schwer zu bestimmender Rassen, meist aber nur schöne und echte Hunde. Meine Lieblingshunde sind die deutschen Boxer. Zwei solche außerordentlich prächtige Exemplare, Hund und Hündin, besaß ich in Ostafrika, daneben noch einen echten, deutschen, schwarzen Spitz, da diese sehr wachsam sind und die größeren Hunde, die sich mehr für's Zupacken eignen, in der Wachsamkeit bestärken und ermuntern. Mit diesen Dreien ging ich eines Morgens aus der Kautschukpflanzung in die Palmenpflanzung. Auf der von mir angelegten, großen Straße traf ich meinen Assistenten, den ich bat, mitzugehen, um ihm verschiedenes zu zeigen und zu sagen. Als wir noch ungefähr hundert Schritte von dem in der Palmenpflanzung gelegenen Hause des Assistenten entfernt waren, hörte ich plötzlich das Fauchen eines Leoparden. Meine drei Hunde, die Gefahr nicht kennend, stürmten augenblicklich los. Die Hündin und der Spitz kamen sofort in langen Säßen wieder heraus, als sei der Böse hinter ihnen, der Rüde aber, namens „Muth“, blieb im Busch. Da wir glaubten, der Leopard würde, erschreckt durch den plötzlichen Überfall, aus dem Busch flüchten, stellten wir uns schußbereit auf, mußten aber bald an dem wütenden Stampfen, Fauchen und Anurren erkennen, daß ein Kampf da drinnen in vollem Gange war. Mit einem Male kam der Leopard in voller Flucht aus seinem Versteck heraus, und an seinem Halse hing ... Muth. Ein heftiges Schleudern, und der Hund flog eine Strecke fort, nahm aber den Leoparden sogleich wieder an. Da glückte es dem Leoparden, Muth einen entscheidenden

Sieß mit der Hinterpranke beizubringen, und zwar schlugte er ihn von der Rute ab zwischen den Läufen durch bis zur Mitte des Leibes auf. Zum Glück nicht tief. Dann sprang der Leopard ab, ohne daß es meinem Assistenten oder mir geglückt wäre, einen Schuß anzubringen.

Den Leoparden schoß acht Tage später meine Frau. Er war dadurch kenntlich, daß ihn Muth am Halse gezeichnet hatte. Der Hund wurde damals von einem Tierarzt, der zufällig schnell geholt werden konnte, geheilt. Später vergifteten ihn mir aber die Eingeborenen, vermutlich weil er es „mit seinem Berufe zu ernst genommen“ hatte.



„Muth“ in der Brandung des indischen Ozeans

Choyo

Wenn ich schon einmal in vorstehendem von allerhand Haustieren erzählte, so möchte ich zum Schluß dieses Abschnittes noch ein Tier erwähnen, das wohl der allermerkwürdigste unter meinen vierbeinigen Hausgenossen war, nämlich einen wilden Hund, oder vielmehr eine wilde Hündin. Sie gehörte zu jener Sorte Raubtiere, die man gemeinhin als wilde Hunde oder genauer als Hyänenhunde bezeichnet. Dieser Ausdruck paßt insofern besser, als der Kopf eines wilden Hundes dem einer Streifenhyäne nicht unähnlich ist. Es war mir von meinem Jäger gemeldet worden, daß sich täglich früh morgens in der Nähe meines Hauses ein junger, wilder Hund zeige, der wahrscheinlich von der Herde abgekommen sei. Das Tier sei schrecklich abgemagert und anscheinend stark von Hunger geplagt, da es sich ganz in die Nähe der menschlichen Wohnungen heranwälte. Diesen Hunger benutzte ich, um das Tier zu fangen. Ich stellte im Busch, dort wo sich nach den Erzählungen des Jägers der Hund aufhalten sollte, einen Teller mit rohem Fleisch auf und umgab ihn mit Wildschlingen. Mein Jäger kletterte auf einen Baum und beobachtete den Platz. Es dauerte noch keine Stunde, da saß der Hund in einer der Schlingen, und der Jäger brachte ihn geknebelt angeschleppt. Die Knebelung war allerdings nötig, denn das junge Tier versuchte, wild strampelnd, um sich zu schnappen, und verfügte, wie sich nachher zeigte, über ein recht respectables Gebiß. Diese merkwürdige Fangart brachte der Hündin den Namen „Choyo“ ein, welchen Ausdruck man nur mit der „Gier nach Fleisch“ übersetzen kann. Choyo wurde also Haustier, wenn er selbstverständlich auch nicht im Hause weilte, sondern unter einem großen Mangobaum angefettet

wurde. Meine Hunde betrachteten diesen neuen Hausgenossen recht mißtrauisch, gewöhnten sich aber an ihn, und alle vier Hunde, die ich damals besaß, eine Dogge, ein russischer Windhund, eine Bulldogge und der vorerwähnte „Mag“ lagen oft mit ihm in der Sonne, wenn Choho — was später möglich war — von der Kette losgelassen wurde. August, der damals noch klein war, betrachtete Choho als Amüsierobjekt, kniff ihn, riß ihn am Schwanz, ließ sich aber von dem, bei diesen Gelegenheiten wild um sich schnappenden Hund nie erwischen. Die Fütterung dieses Raubtieres besorgte ich selbst, und es gelang mir auch, das Tier so weit zu bringen, daß es sich von mir streicheln ließ und mir ohne Kette nachlief. Außer mir duldete es noch meinen Koch, sonst niemand. Nach allen andern schnappte und biß Choho, wo und wie er nur immer konnte. Die Neger, die den unbegrenzten Blutdurst dieser Raubtiersorte kennen, hatten einen heillosen Respekt vor ihm. Am besten zeigte sich das, als ich Choho zum ersten Male früh mit auf die Pflanzung nahm. Als ich nämlich gerade dabei war, meine Arbeiter zum Reinigen der Pflanzung anzustellen, schaute plötzlich Chohos wilder Kopf durchs Gras, und wie der Blitz kletterten die Leute auf die Bäume. Sie baten mich himmelhoch, ich solle das Tier fortnehmen. Erst meinem gütlichen Zureden und dem Umstand, daß Choho wirklich artig hinter mir herlief und sich nicht um die Arbeiter kümmerte, gelang es, die Leute zu beruhigen und zum Herabsteigen von den Bäumen zu bewegen. Auch meine Frau, die in sehr richtiger Erkenntnis mit diesem wilden Tier nichts zu tun haben wollte, hat Choho einmal einen großen Schrecken eingejagt. Es war an einem Nachmittage, als meine Frau mich von der Pflanzung abholen wollte und die große Straße entlang

ging. Auf einmal hörte sie ein Mirren hinter sich und sah zu ihrem nicht geringen Schreck Choyo hinter sich stehen, der seine Kette nachschleifte und sie aus seinen gelben Raubtieraugen unverwandt anstarrte. Meiner Frau blieb nichts andres übrig, als weiterzugehen, aber angenehm war ihr die Situation nicht. Blieb sie stehen, so tat Choyo dasselbe, ging sie weiter, so ging Choyo mit. Anders war er es von mir nicht gewöhnt und ging eigentlich besser „bei Fuß“ als der beste Jagdhund. Warum er es tat, weiß ich nicht. Beigebracht habe ich es ihm nie. Endlich traf mich meine Frau und war wie erlöst, trotzdem sie sonst eigentlich nie und vor nichts Angst hatte. Die Bestie war ihr aber verständlicherweise doch unheimlich gewesen. Choyo begrüßte mich durch Schweifwedeln, Ohrenanlegen und durch ein widerlich, gekerndes Geheul, das ich nie hören mochte. Sehr viel Freude habe ich an diesem mit zunehmendem Alter immer wilder werdenden Tier nie gehabt und verschenkte es darum später.

Hiermit schließe ich nun die Berichte über meine Hausgenossen, will aber noch verraten, daß ich sonst noch sehr viel mehr Tiere besessen habe. So eine zahme, fünf Meter lange Riesenschlange, ein ganz zahmes Schneumon, das hinter meinem Rad herlief, wenn ich auf die Pflanzung fuhr, und noch viele andere Tiere mehr. Meine Frau hatte zwei Buschböcke, die ausgewachsen ungefähr die Größe eines Damhirsches erreichen. Hans und Liese hießen sie. Hans brach eines Tages aus der Umzäunung aus und wurde von wilden Hunden zerrissen. Liese aber, die zahme, entzückende Liese, die so vertraut war, wie man es sonst nur von Hunden kennt, fiel eines Nachts einem Leoparden zum Opfer, als wir ver-

reist waren. Und im nächsten Abschnitt will ich nun von diesen bösen Leoparden und Löwen erzählen, zuerst aber von fröhlicher Steppenfahrt.



Nach dem Ausritt auf die Pflanzung

Mpori → Der Steppenbusch



Steppenfahrten



Die Familie vor der „Küche“

Er lebt noch!

Die folgenden Erzählungen schildern kleine Erlebnisse, die ich im Jahre 1909 hatte, als mich einmal der Übermut plagte, allen Sorgen Valet zu sagen und auf vier Wochen mit meiner Frau in die Umbastepppe zu ziehen, um dort dem edlen Waidwerk obzuliegen. Wir lebten mitten im Busch in einem Zelt, und es war ein gar gemütliches Wirtschafsten. Das Mittagessen nach der Birsch, die meist erst gegen 11 oder 12 Uhr abschloß, schmeckte doch, von Frauenhänden bereitet, so sehr viel besser, als wenn es ein schwarzer Koch verbrach. Zunächst hatten wir uns in der Nähe des alten Wadigodorfes Buda niedergelassen. Kampi ha ndiga nannten meine Träger das Lager, was besagen sollte, daß es ein Lager sei, in dem man Fleisch dörrt. Und wahrhaftig, an Fleisch hat es uns dort nie gemangelt. Und Fleisch war die Hauptsache für meine Leute, und zwar möglichst viel. Ob ich einem Muttertier sein Junges oder einem Jungen seine Mutter weggeschossen hätte, wäre ihnen völlig gleichgültig gewesen. Waidmännisch waren sie nicht geschult und veranlagt. Wer sollte das wohl auch verlangen! Ich hatte die Kerle natürlich eingehend darüber belehrt, daß ich nur auf Gehörträger Wert lege und sie es nicht nötig hätten, in ein Freudengeheul auszubrechen, wenn sie Wild sähen. Besonders was diese spontanen Freudeäußerungen anbetrifft, so hat man es sehr oft nötig zu bremsen.

Meine Träger, von denen mich stets einige zur Jagd begleiteten, waren gemischt aus Heiden und Küstennegern, Muhamedanern, d. h. solchen, denen es verboten ist, Fleisch zu essen von Tieren, denen nicht noch lebend von einem Muhamedaner der vorgeschriebene Halsschnitt gemacht wurde unter den Worten „Bismillah errahim fibaro“. Mit solch einer ge-

mischten Truppe zog ich eines Morgens früh um 5 Uhr wieder los. Auf einer Anhöhe gewahrte ich bald ein Rudel Wasserböcke, etwa zwölf Stück. Es sind das die prächtigen Antilopen, die in Gestalt und Aussehen so sehr unserm deutschen Hirsche gleichen. Ein ganz besonders starker Bock stand etwas abseits an einem Abhang, an dessen Sohle sich dichter Buschwald befand. Trotzdem das Gelände sehr offen war, gelang es mir dennoch, mich in einer Bodenspalte auf etwa achtzig Meter heranzubirschen. Ich kam gut ab, und der Wasserbock brach offenbar mit Hochblattschuß zusammen. Um so größer war mein Erstaunen, als ich beim Näherkommen nichts mehr von ihm entdeckte. Er konnte also nur den Abhang herabgestürzt sein und im Busch liegen. Ich stieg mit meinen Leuten hinunter, suchte und fand ihn auch bald unter einem alten Mfongobaum verendet liegen. Meine Leute aus dem Innern freuten sich schon, daß ihre muhamedanischen Kollegen von der Küste nichts von dem Braten haben würden, da der Bock bereits tot war, der vorschriftsmäßige Halschnitt also nicht mehr gemacht werden konnte. Sie hatten aber nicht mit der Gerissenheit der Muselmanen gerechnet, die schon durch ihre Religion dazu erzogen sind, immer und auf jeden Fall einen Ausweg aus des Lebens Nöten zu wissen. Einer von ihnen nämlich, der lange Selimani, sprang mit einem Messer bewaffnet vor, warf sich auf den Wasserbock und versetzte ihm einen Tritt, was zur Folge hatte, daß aus dem Geäse des Bockes noch ein feufzender Laut drang. „Er lebt noch,“ rief Selimani und führte im selben Augenblick den notwendigen Schnitt aus mit einem grunzenden Murmeln, aus dem man nur noch das „Bismillah“ heraushörte. So war dem muselmanischen Gewissen und den Vorschriften zugleich genügt. Etwas lange Gesichter machten frei-

lich die andern, aber sie konnten doch zufrieden sein, denn ich brachte noch am selben Morgen zwei weitere Wasserböcke zur Strecke, darunter einen kapitalen Burschen.

Im Kampi ya ndiga sah man an diesem Abend auf Stöcke gereiht unzählige Streifen Wildbret hängen, und das Lager machte seinem Namen Ehre. Fröhlicher Gesang und Lachen am Abend belehrten mich, daß die Anhänger des Islams und die Heiden aus dem Innern gleich vergnügt waren, während ich mir mit meiner Frau bei „Leber auf Jägerart“ ein Gütchen antat.



Im niederen Steppenbusch

Der Leibhaftige.

Sind Sie, meine verehrten Leser, schon einmal dem Leibhaftigen im Walde begegnet? Nein? Nun aber ich, oder wenigstens schien es mir so. Meine Büchse war wie beherzt, und ich oder die Büchse — wer schuld war, mögen andere wissen — fehlte auf dreißig Schritt das Phantom von der Größe eines mittleren, bayrischen Ochsen. Jedenfalls hatte ich einen guten Schreck weg. Warum ging ich aber auch an einem Freitag auf die Birsch! Ich bummelte also an jenem Freitagmorgen so recht gemütlich und langsam der Ebene Manapora zu. Busch — Lichtung, Lichtung — Busch, ein herrliches Gelände zum Birschen. Der Boden weich wie Sammet, die Tritte hörte man nicht. Über niederem Buschwerk hin lag lang und faul die große, giftgrüne Baumschlange und ließ mich einen kleinen Haken schlagen. Durch dunkles Unterholz zog langsam und leise wie ein Schatten eine Zibethkatze zu Bau, und hoch oben in den Wipfeln der uralten Steppenbäume ließen die Nashornvögel ihr dem Kindergeschrei ähnliches Gequäke hören. Da —, auf einer ganz kleinen Lichtung, umgeben von hohem Buschwerk stand das Etwas auf dreißig Schritt vor mir. Den mächtigen Kopf mit dem gewaltigen Säbelgeweih gesenkt, äugte es mich an, ohne sich zu rühren, nur mit dem langen Wedel die sammet-schwarzen Flanken peitschend. Eine Kappenantilope, von solcher Stärke und mit solch kapitälem Geweih, wie ich es nie wieder sah. Erst war ich wie starr und gebannt. Dann kam Leben in mich und ich riß die Büchse an die Backe. Meine Arme flogen mir dabei, als ob ich an einer Elektrifiziermaschine hinge. Fieber, elendes, schimpfliches Wildfieber! Wie es kam, daß ich, der ich sonst auf Jagd so ruhig bin, diesem schwarzen Ungetüm gegenüber so aufgeregt war, daß

selbst auf die kurze Entfernung die Kugel in eine alte Kandelabereuphorbie schlug, anstatt den Rappen zu treffen, weiß ich nicht. Das Plötzliche der Erscheinung, seine nicht erwartete Ruhe mögen daran schuld gewesen sein. Als der Schuß hallte, sprang die Rappenantilope ab mit ungeschickten, und doch mächtigen Fluchten, fast zögernd, als überlege sie, ob tatsächlich Grund da sei, flüchtig zu werden. Ich ging sofort nach Hause, die Lust an der Jägerei war für diesen Tag dahin. Auch der Abend sah mich nicht auf der Wirsch. Und doch sollte ich ein glücklicheres Wiedersehen mit dem Rappen haben. Ich wußte später, daß er es war. So ein Staatsgehörn gab es nur einmal.

Ja, ich sollte ihn wiedersehen den schwarzen Kämpen, dem seit jenem Morgen in der Ebene Manapora meine Gedanken galten. Ganz zufällig sah ich ihn wieder bei der Verfolgung eines Kudus. Es war wieder ein schöner, heller Wirschtag. Ich schlich mich mit meinem Führer Kaman durch das hohe Gras einer von dunklem und hohem Buschwald umstandenen Lichtung. Vorher waren zwei Kudus dort hin gewechselt, jetzt aber sah ich, halb von Gras verdeckt, nur den mächtigen, schwarzen Rücken meines alten Bekannten. Ja, er war es. Als er das Geweih aufwarf, erkannte ich ihn sofort. So etwas sieht man nur einmal. Er sicherte, aber er mochte doch nicht so recht Wind bekommen haben, denn er äßte ruhig weiter. Diesmal galt es. Achtzig Schritt mochte ich von ihm entfernt sein. An ein Näherkommen war nicht zu denken, und das war ja auch nicht nötig. Sehr günstig stand der Rappe nicht, ich hatte ihn halb spitz von hinten. Immerhin. Langsam zielte ich, diesmal ganz ruhig. Mit einem Aufstöhnen brach der Riese

zusammen, gefällt wie ein Baum. Ein einmaliges Aufwerfen des Geweihs, — er war nicht mehr.

Und nun begab sich etwas, was ich leider nicht mehr verhindern konnte. Mein Führer Raman nämlich stürzte sich wie ein Wütender auf den Rappbullen und schnitt ihm vom Ansatz an den pferdeschwanzähnlichen, langen Wedel ab, weil er ihn für seine Tanzfeste brauchte, wie er sagte. Ich beschloß, natürlich hocherfreut über den jagdlichen Erfolg, meiner Frau eine kleine Komödie vorzuspielen. Während Selimani mit den andern das Stück aufbrach, trat ich mit Raman den Heimweg an, schärfte ihm aber ein, meiner Frau nicht zu sagen, was ich geschossen hätte. In der Nähe des Zeltes angekommen, setzte ich eine recht betrübte und wütende Miene auf und gestand meiner Frau, daß ich dem Rappen wieder begegnet sei und ihn leider wieder vorbeigeschossen hätte. Kaum aber hatte ich das gesagt, und meine Frau hatte kaum die nötigen Vorwürfe von Stapel gelassen, als Raman den Wedel hervorzog und ihn meiner Frau unter die Nase hielt mit den Worten: „Wa jua nhama hii?“ (Kennst du dieses Tier)? Darauf sagte meine Frau leider etwas, was ich eigentlich besser nicht wiedererzählen sollte. Sie meinte nämlich, die Nase rümpfend, in recht spöttischem Ton: „Mein Lieber, du hast doch rechtes Pech. Hast dem armen Tier den Schwanz (sic) abgeschossen.“

Ich habe das Geweih dieses Rappbullen vielen Afrikanern gezeigt, sie alle waren sich aber darin einig, daß es so etwas tatsächlich nur einmal gäbe.

Der merkwürdige Einhufer

Es war in der ersten Woche meiner Steppenreise, und ich saß noch nicht im Kampi ha ndiga fest, als ich die merkwürdigste Fährte entdeckte, die ich je in der Steppe sah. Wir hatten erst im Dorfe Buda im Zelt gewohnt. Da in und um Buda nicht viel los war, hatten meine Frau und ich beschlossen, den Platz zu wechseln und eben dorthin zu gehen, wo später das Kampi ha ndiga lag. Wir hatten verabredet, daß meine Frau mit den Trägern auf dem geradesten Wege losmarschieren sollte, während ich seitwärts vom Wege in den Busch hineinwandern und auf Jagd gehen wollte. Zur Mittagszeit wollte ich dann auf dem verabredeten Zeltplatze sein. Es war mir so gegen 8 Uhr gelungen, ein Pinselohrschwein umzulegen, und ich wollte mich gerade nach etwas Besserem umsehen, als ich einen schmalen Pfad kreuzte, der sich von Westen nach Osten hinzog. Da entdeckte ich die Fährte. Sie war nicht groß, doch von einer merkwürdigen Form. Da sie keinen Spalt aufwies, mußte sie einem Einhufer angehören. Aber wo gab es einen solchen außer dem Zebra? Es hätte ein ganz kleines, junges Zebrachen sein müssen, aber ein solches läuft doch wahrhaftig nicht bei Nacht und Nebel ohne Begleitung Erwachsener in der Steppe herum. Vielleicht ein wilder Zwergesel? Gab es solche in Ostafrika? Ich hatte nie davon gehört. Der Sache mußte auf den Grund gegangen werden. Ich rief meine Schwarzen, aber auch sie wußten nicht, was es sein könne. Festgestellt wurde nur, daß das Stück einem auch von Negeren kürzlich betretenen Pfad gefolgt sein mußte, und zwar war seine Richtung der Richtung, die die Neger gegangen waren, offenbar entgegengesetzt.

Mein dicker Msa riet mir, die Fährte nach rückwärts zu verfolgen, sicher würde das nyama (Tier), wenn es heißer würde, zu seinem Lagerplatz zurückkehren, von dem es vermutlich herkam. Da Msa für einen großen Kenner der Steppe galt, war sein Wort die Losung, und wie Siouxindianer schlichen wir, dem Pfad und der Fährte des Einhußers folgend, vorwärts. Eine knappe halbe Stunde mochten wir ungefähr marschiert sein, als ich plötzlich Stimmen hörte. Das verdroß mich. Ganz platt war ich aber, als sich mit einem Male das Buschwerk teilte und meine Frau zum Vorschein kam, die lächelnd und verwundert auf ihren Mann, den großen Pfadfinder blickte und erstaunt fragte: „Na, schon zurück?“

Und da sah ich es auch. Die spitzen Hackenstiefelchen meiner Frau hinterließen ja denselben Eindruck wie der merkwürdige Einhußer! „Pfui, Msa, schäme dich. Da willst ein Kenner der Steppe sein?“ Na ja, einer muß ja den Sündenbock abgeben. Natürlich ließ ich die weitere Jagd auf den „Einhußer“ sein, es war ja doch zwecklos. Lieber half ich beim Zeltaufbau. Das war auch besser. Aber geschämt habe ich mich doch ein bißel. Und das war noch das Allerbeste.

Afrikanische Nachjuche

Leider kann man in Afrika so gar nichts mit guten Schweißhunden anfangen. Sie verlieren bald die Nase und gehen in der Hitze ein. Auch halten sie das Suchen in dem heißen Busch nicht aus und sind schließlich auch durch Schlangen und Raubzeug, insbesondere aber durch Leoparden, gefährdet. Einmal bedauerte ich es aber doch, nicht im Besitze eines guten Schweißhundes zu sein. Es war in Rivumiro bei den Wakamba, zu denen man übrigens lieber nicht hingehen sollte, denn die Kerle bringen einen ja nur auf Wasserböcke und Swallahantilopen zu Schuß, die sie nicht gern essen mögen. Den andern Wildarten stellen sie selbst nach und halten die Europäer fern davon. Im übrigen sind aber die Wakamba vorzügliche Jäger und Fährtenfinder und lassen eines guten Hundes fast entraten, wenn sie ihn natürlich auch nicht ersetzen können.

Also, es ging wieder einmal auf Wasserböcke. Einer lag schon auf der Decke, als mich mein Führer, ein fürchterlich nach Talg und Rinderblut stinkender Wakamba, darauf aufmerksam machte, daß etwa hundertfünfzig Meter vor uns ein starkes Rudel von etwa fünfzig Stück Wasserböcken und Swallahantilopen gemischt friedlich äßend durch die offene Grassteppe zog. Der Wind stand nicht besonders günstig, und es war nicht die geringste Deckung vorhanden, da auch das Gras nur niedrig war. Was tun also? Kurz entschlossen legte ich mich vor einer großen Steinplatte nieder, um liegend aufgelegt zu schießen. Ich suchte mir einen besonders starken Bock aus, hielt so, daß der Schuß nach meinem Dafürhalten hochblatt sigen mußte und machte krumm. Das Stück brach auch sofort zusammen, während das Rudel flüchtig wurde. Plötzlich aber, als ich mit meinen

Leuten näher kam, sprang der Wasserbock auf und zog schwerkrank in den nahen Busch, ohne daß es mir gelang, in der Schnelligkeit noch einen Schuß anzubringen. Sein linker Vorderlauf baumelte, und ich sah, daß ich doch auf die große Entfernung zu tief abgekommen war. Nun galt es, nachzusuchen. Ich muß hinzufügen, daß es in Ostafrika nie wie in Deutschland möglich ist, Wild richtig krank werden zu lassen und erst dann nachzusuchen. Der ganz frische Schweiß ist der einzige Wegweiser. In diesem Falle war er reichlich vorhanden, wie mit Eimern gegossen. 9 Uhr vormittags begannen wir mit der Nachsuche. Stundenlang liefen wir durch Dornen und Gestrüpp. Die Schweißspur wurde immer spärlicher, oft, in kleinen roten Pünktchen an einem Blatte hängend, nur dem scharfen Auge des führenden Mkamba erkennbar. Manchmal hörten wir den kranken Bock, für uns nicht sichtbar, vor uns wegbrechen. Weiter ging es, immer weiter. Meine Leute rieten, abzulassen. Ich wollte nicht, denn meine waidmännische Erziehung duldet es nicht, ein zu Holze geschossenes Stück verludern zu lassen. Die Zunge klebte am Gaumen, der Kopf glühte, der Magen brannte. Immer vorwärts! Die Sonne schien unbarmherzig wie in einen Schacht, und der Wind konnte seitlich nicht eindringen. Endlich um 3 Uhr nachmittags konnte ich nicht mehr. Alles schien sich um mich zu drehen. Gott sei Dank, war das Lager nicht weit. Ich war wie krank. Eine Lehre habe ich mir aber aus dieser anstrengenden Nachsuche genommen, daß nämlich derartige Nachsuchen auf große Strecken in Ostafrika immer zwecklos sind.

Später habe ich es auch fertig gebracht, mir eine gute Gebrauchshundsorte heranzuzüchten, indem ich Windhunde

und auch Boxer mit Eingeborenenhunden, die eine vorzügliche Nase haben, aufkreuzte. Allein sind Eingeborenenhunde nicht zu gebrauchen, denn sie sind ohne jeden Appell und bekommen ihn auch nicht, selbst wenn man sie von klein an hochzieht und in straffe Zucht nimmt. Die erwähnten Kreuzungsprodukte sind aber tadelfrei, erstere für freie Suche und Verfolgung, letztere für ruhige Schweißsuche und für das Anpacken des Wildes. Auch Aufkreuzungen mit deutschen Schäferhunden, den sogenannten Polizeihunden, sollen gute Ergebnisse für die Jagd gehabt haben, doch kann ich da nicht aus eigener Erfahrung reden.

Die eigentümliche Flußfischerei

Als ich damals mit meiner Frau in die Umbastepppe zog, hatte ich mir meine Träger selbst zusammengestellt und mir die besten und fidelsten Kerle mitgenommen. Es war mancher unter ihnen, der einen recht gesunden Mutterwitz hatte, der humorvollste und aufgeräumteste von allen war aber doch Mjesu, ein ganz „Wilder“ aus dem Rhassaland. Er war noch einer von denen, der sich traut, mit einem Leoparden zu ringen, der sich das lange Buschmesser hinten ins Hemd steckt, anstatt es in der Hand zu tragen, kurz ein richtiger Buschneger. Er war ein Hans in allen Gassen, der Mjesu, und konnte manches, was andere nicht können. Auch Fische fing er so, wie sie sicher der begeistertste Freund des Angelsports hier in Deutschland noch nie gefangen hat. Das bewies er mir in Rivumiro, wo wir unser Zelt dicht an dem dort sehr seichten Umbafluß aufgeschlagen hatten.

Ich habe schon in der kleinen Erzählung von der afrikanischen Nachsjuche erwähnt, daß ich in Rivumiro bei den Wakamba nichts als Wasserböcke vorgesetzt bekam. Toujours perdrix und auch jeden Tag Wasserböcke kriegt man satt. Eines Tages saß ich nun vor meinem Zelt und lutschte an einem Stück Zuckerrohr, eine Beschäftigung, die, wie ich zugebe, sich allerdings eher für einen Neger ziemt als für einen europäischen Pflanzungsbesitzer. Aber Zuckerrohr schmeckt süß. Als ich so da saß und gerade nicht viel mehr dachte, als man bei 36 Grad im Schatten zu denken vermag, kam Mjesu vom Flusse herauf und trug auf seinem Kopfe einen Korb voll Fische. „Eine Abwechslung in der Speisenfolge,“ war mein erster Gedanke. „Mjesu, Mensch, wo hast du die Fische her?“ rief ich ihn an. „Mimagamada mtoni“ (eigentlich: „Mimekamata mtoni“ — „ich habe sie im Fluß ge-

fangen“) antwortete er in seinem verdorbenen und ganz unmöglich klingendem Kiswaheli. „Mit was denn?“ forschte ich weiter, da ich doch wußte, daß Mjesu weder Angel noch Rege besaß. „Na meno“ (Mit den Zähnen), war die mit einem grinseenden und triumphierenden Lächeln gegebene Antwort. Verachtend und zornig sah ich ihn an, weil ich glaubte, er wolle mich zum besten haben, und so etwas wie „scher dich zum Teufel“ klang hinter ihm her. Dann faute ich weiter auf meinem Zuckerrohr.

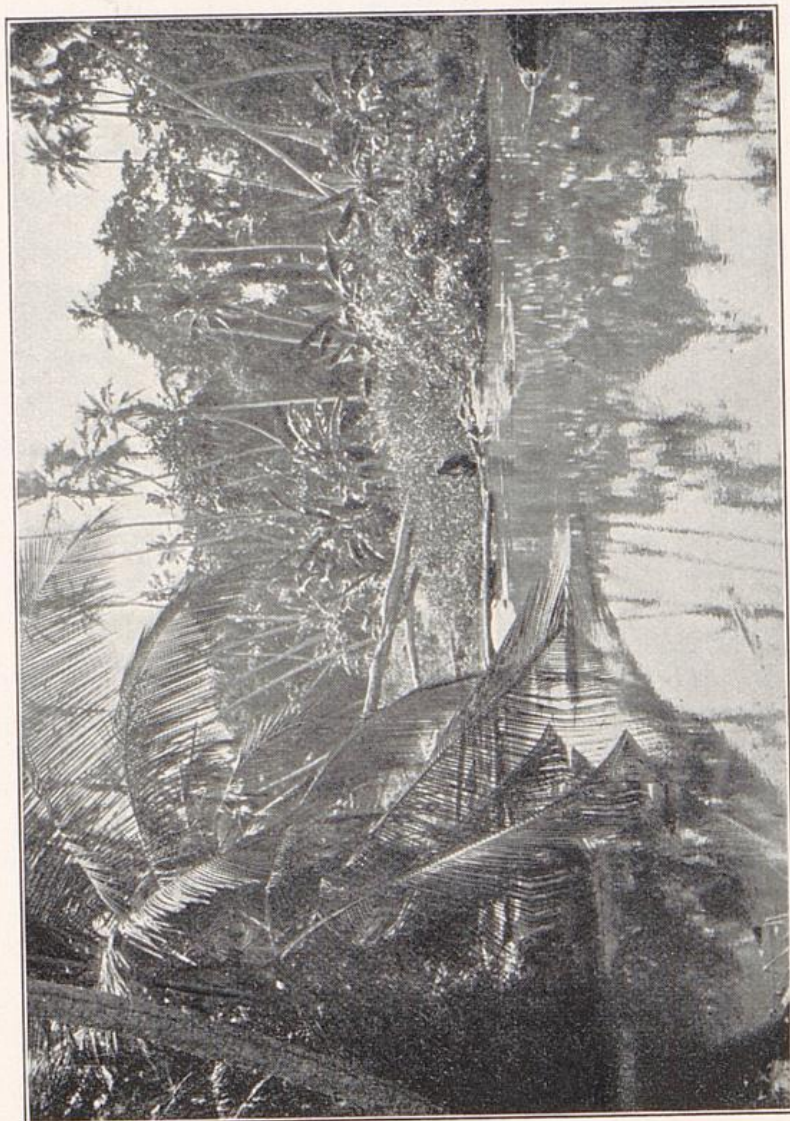
Am nächsten Morgen sah ich Mjesu wieder mit einem Korb zum Flusse gehen, um Fische zu fangen. Diesmal aber ging ich mit. Diesen Fischzug mittels „Zähnen“ mußte ich mit ansehen. Ich zog mir also Schuhe und Strümpfe aus und watete mit Mjesu ins Wasser hinein. Und nun fing Mjesu an zu fangen. Wenn ich es nicht selbst mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es nie und nimmer geglaubt haben. Es gab in diesem Flusse eine Sorte Fische, die den Karpfen etwas ähnelten. Diese Fische hatten die Gewohnheit, mit dem Vorderteil unter die großen Steine zu kriechen und den Schwanz herausgucken zu lassen. Mjesu erläuterte mir, daß er mit der Hand die schlüpfrigen Fische in dieser Stellung nicht fangen könne, wohl aber mit den Zähnen. Und dann demonstrierte er mir den sotanen Fang ad oculos vor. Erst stand er wie ein fischender Reiher mit schiefer Kopf vor einem der großen, im Wasser liegenden Steinblöcke. Dann aber bückte er sich plötzlich, fuhr blitzschnell mit dem Kopf unter das Wasser und zog an den Zähnen einen zappelnden Fisch, von der Größe einer mittleren Schleie heraus. Die „Einbißstelle“ saß am Schwanz. Selten verfehlte er seine Beute. Seine Geschicklichkeit war wirklich erstaunlich, und im Verlauf einer halben Stunde hatte er auf diese Art

nicht weniger als acht recht große Fische gefangen. Diesmal aber sollte der Fang mir gehören. Für ein entsprechendes Trinkgeld war Mjesu gern bereit, mir die acht Fische abzutreten und seinerseits Wildbret zu essen. Wir aber haben uns die mit den Zähnen gefangenen Fische an diesem Tage herrlich schmecken lassen. Dazu gab es junge Maiskolben und gerösteten Maniof, ein Göttermahl, das wir dadurch würdigten, daß unser schwarzbrauner Hausboy Bunduki an diesem Tage die Schüsseln und Teller völlig geleert vom Tische nehmen konnte.

Wipori → Der Steppenbusch



Raubtier- und andere Geschichtchen



Der Krokodilfang



Der Krokodilfang

Mein Erster

„O Herr, achtzehn Schafe sind es, der Ziegenbock fehlt, und die Esel haben die ganze Zwischenwand eingeschlagen.“ — Mit diesen etwas mysteriösen Worten begrüßte mich mein Viehhirt, als ich zwischen 5 und 5½ Uhr morgens aus meiner Lehmhütte trat, die in meiner jungen Afrikanerzeit meine Behausung bildete. Mir war dunkel in Erinnerung, als hätte ich in der Nacht so etwas wie ein Gerumpel gehört, aber Morpheus meint es gut mit uns Afrikanern und drückt uns oft gar fest die Augen zu. Und ich kam, sah und ... staunte. Achtzehn Schafe lagen mit durchgebissenem Genick im Stalle. Eine Schweißspur führte in breitem Streifen durch eine von den Eseln zerschlagene Stelle der nur mit Palmenblättern leicht tapezierten Verbindungswand. Draußen verlор sich die Fährte bald. Meine Grauröcke stampften und schnauften noch ganz erregt, und ich schloß daraus wohl nicht ganz mit Unrecht, daß die schafemordende Schlacht in den frühen Morgenstunden stattgefunden haben mußte.

Was nun? Ein Eisen stand mir damals nicht zur Verfügung, also mußte ich es mit einer Holzfalle versuchen, die mir mein alter Tischler noch am selben Tage fertigte. Ich glaube, so eifrig hat der Alte noch nie in seinem Leben gearbeitet. Nun ging es ans Stellen. Zwei magere Hühnchen sollten den Leoparden locken. Wenn er sie packen wollte, mußte er einen dünnen Faden zerreißen, der die Stellung auslöste. Alles war bereit. Die noch übrigen Schafe wurden in der folgenden Nacht gut bewacht, und nur die besagten, mageren Hühnchen wurden als einzig „Lockendes“ und „Fressbares“ übrig gelassen. Um 2 Uhr nachts weckte mich ein ganz entsetzliches Gebrüll. Töricht, wie man als junger

Afrikaner bei so etwas ist, lief ich mit der Büchse in das Dunkel der Nacht hinaus, um dem „Chui“ (Leoparden) den Garaus zu machen. Ich konnte froh sein, daß der Leopard mich verschonte, denn, als ich mir den Schaden bei Licht, oder richtiger ausgedrückt, beim Schein einiger Fackeln besah, mußte ich feststellen, daß die Verschlusshölzer nicht gehalten hatten und der Leopard sich jedenfalls nicht innerhalb, sondern außerhalb der Falle befand. Da half nun alles nichts. Ich mußte am nächsten Morgen zu meinem vier Stunden entfernt wohnenden „Nachbar“ schicken und um ein Leopardenesfen bitten, das auch noch am selben Tage eintraf und, wie ich mir wenigstens einbildete, mit großem Geschick gestellt wurde. Wenn ich mitteile, daß der Leopard noch in derselben Nacht das Esfen übersprang und die dahinter befindlichen beiden Hühner fraß, so wird mir wohl ein jeder glauben, daß ich am Morgen nach diesem „Hühnersouper“ ein nicht gerade geistreiches Gesicht machte. Aber Sorgen und Erfahrungen schärfen den Laienverstand, und so gelang es mir, den Leoparden durch Niedrigermachen der zu den Hühnchen führenden Tür direkt ins Esfen hineinzudirigieren. Ich füge hinzu, daß dies der einzige Fall aus meiner Praxis ist, daß ein und derselbe Leopard (im Gegensatz zum Löwen) mehr als einmal in derselben Gegend in eine Falle gerät. Gewöhnlich verzieht er ohne Kündigung schon nach dem ersten Male. So leicht sollte es mir übrigens nicht werden, diesen meinen „Ersten“ auf die Decke zu legen, wenigstens nicht, ohne daß er mir noch einen ganz gehörigen Schreck eingejagt hätte. Früh gegen 5 Uhr hörte ich ihn laut werden, und bald zog er fauchend und fettenrasselnd an meiner Hütte vorbei samt dem leider nicht sehr großen Esfen, hinein in meine — Gemüsebeete. O, meine

armen Tomaten, o meine armen Frühstücksradieschen, ohne die mir ein Frühstück kein Frühstück war! Als es heller wurde, begann das Kesseltreiben in dem hohen Grase zwischen Palmen. Dorthin hatte sich der Leopard inzwischen begeben, hatte aber noch einige Radieschen übrig gelassen. Nun begann die aufregende Nachsuche. Man sah nichts und hörte nichts als gelegentlich ein Knurren, wenn den Leoparden ein Stein traf. Wo aber war er? Plötzlich sah ich ihn dicht vor, er aber hatte mich auch eräugt. Was sich nun ereignete, war schneller erlebt als erzählt. Ein wütender Leopard nimmt bekanntlich sofort an. Schießen konnte ich nicht, da einige der dummen Treiber entgegen der Abmachung hinter den Leoparden gekommen waren. Ich wählte also den besseren Teil der Tapferkeit, da ich noch nie gehört habe, daß in einem Handgemenge mit einem Leoparden viel Ersprießliches herauskam, stolperte aber bei dieser Gelegenheit, fiel, verlor Hut und Büchse und lief rasch weiter. Leider mußte ich sehen, daß der Leopard, der mir mit mächtigen Sprüngen gefolgt war, gerade mit dem Anker an der Stelle wieder fest gekommen war, wo meine Büchse lag. Schnell entschlossen nahm ich einen Stein und erinnerte mich meiner Künste im Werfen als Junge, wenn Kagen oder Fensterscheiben das Ziel waren. Noch war ich nicht aus der Übung, und der Leopard flüchtete wieder los. Ich aber schlug einen Haken und kam wieder zu meiner Büchse. So gelang es mir, durch einen Kopfschuß den Leoparden zu strecken, der sich zwar nicht, wie es bei Schiller heißt, „stumm ringsum sah“, wohl aber mächtig fauchte und den Boden mit seinen Pranken zerkrachte, als ich anbaute. Und so kam ich auf den Geschmack.

Mimifry

Eines Morgens, als ich gerade auf die Pflanzung gehen wollte, sprach mich ein alter Neger an, und es entspann sich folgendes Gespräch: „Herr, hast du in Bahashas Feld ein Eisen stehen?“ — „Ja.“ — „Dann sitzt ein Leopard drin, aber sehen kann ich ihn nicht.“ — „Warum denn nicht? Sitzt er im Busch?“ — „Gar nicht im Busch, gleich am Wege.“ — „Du bist verrückt.“ —

Nach diesem kurzen Frage- und Antwortspiel holte ich mir meine Büchse und ein paar Leute und stiefelte los. Gleich am Wege, nicht im Busch und nicht zu sehen? Der Alte mußte wohl den Hühnerplinz haben. Ich kannte doch das Gelände. Daß außer den von mir bestellten Leuten noch mehr mitgingen und sogar ein Aufseher von seinen Leuten fortging, um errötend meinen Spuren zu folgen, kümmerte mich weiter nicht und ich sagte nichts dazu. Ein Leopard war schnell abgetan. Wenn nur der Aufseher nachher um so besser aufpaßte. Nach kaum zehn Minuten waren wir an Bahashas Feld angekommen. Ein drohendes Knurren belehrte mich darüber, daß der Leopard unmittelbar vor mir lag. Aber wo? Das Feld war bis jetzt nur geschlagener Busch, und durch die vertrockneten Zweige schien die Morgen-sonne und malte zitternde Schatten auf den Grund. Ja, ging denn das mit dem Teufel zu? Der Leopard war da und doch nicht da. Ich wollte mich nicht blamieren und die Leute fragen, wo denn der „Chui“ sei, merkte aber schließlich, daß ihn auch die geübten Augen der Neger nicht entdeckten. Vorgehen war gefährlich. So warfen wir mit Steinen. Aber der Leopard, der wohl zu wissen schien, daß er nicht zu sehen war, grunzte und orgelte wohl mehr als vernehmlich und zeigte uns dadurch, daß wir ganz, aber

auch ganz nahe an ihn heran waren, sprang aber nicht auf, wie ich es gern wollte. Auf einmal sah ich etwas sich bewegen. Es war ein Lauscher des Leoparden. Ich hielt auf gut Glück hin, weil ich nicht sehen konnte, wie sonst der Leopard lag, und tatsächlich, er lag, ohne sich zu rühren, mit Kopfschuß. Und nun sah ich es. Das Raubtier hatte sich in einer Senkung so gedrückt, daß es fast aussah wie ein Bettvorlegerfell, und die Schatten der dünnen trockenen Zweige hatten eine so vorzügliche Mimikry hergestellt, daß es uns, einem Trupp von zwanzig gesunden und scharfsinnigen Menschen nicht gelungen war, das Raubzeug auf einige Schritt im offenen Felde zu sehen, ohne daß es durch Stämme oder dergleichen gedeckt gewesen wäre.

Daß sich diese Mimikry bei fast allem afrikanischen Wild, vor allem Antilopen und Giraffen, doch auch bei Löwen und Leoparden, weniger bei Dickhäutern, Gnus und Büffeln zeigt, wenn letztere auch mit Vorliebe dunkle Waldungen aufsuchen, ist eine oft beobachtete Tatsache.



„Mein Erster“

Die Leopardenmutter

Als ich von dem Erlebnis mit meinem „Ersten“ erzählte, erwähnte ich, daß ich durch diese erste, glückliche Raubtierjagd „auf den Geschmack gekommen“ sei. In der Tat habe ich in den darauf folgenden Jahren viel großes und kleines Raubzeug erlegt, von jeder Sorte und jeder Größe. Jede noch so lockende Birsch auf sonstiges Wild verlor für mich an Reiz, wenn es galt, einen „Räuber“ umzubringen. Das immerhin nicht ganz Ungefährliche der Jagd, die majestätische, wilde Kraft, mit der sich das Raubtier jedesmal gegen seinen Überwinder wehrte, hatte immer von neuem etwas ganz besonders Verlockendes für mich. Auch lebend in großen Holzfallen fing ich Hyänen und Leoparden, nicht etwa, um mit Hagenbeck Geschäfte zu machen, sondern aus reinem Vergnügen daran, das Raubzeug in dem reichlich Raum bietenden Kästen lebend und unbeschädigt beobachten zu können. Auch aus Baumstämmen hatte ich mir eine Falle gebaut, doch fing ich darin weniger. Auch in den Kastenfallen fing ich nicht so viel wie in den leichter zu verblendenden Eifen.

Von den Erlebnissen, die ich mit in Kastenfallen gefangenen Leoparden hatte, ist mir eins besonders in Erinnerung. Es war in der kühlen Jahreszeit, als eines Morgens 5 Uhr mein Jäger, ein langer, hagerer Masai, an meine Schlafzimmertür pochte. Die Worte „Ein Leopard sitzt in der Holzfalle“ brachten mich wie gewöhnlich schneller auf die Beine, als es selbst ein kaltes Sturzbad vermocht hätte. Es war fast noch dunkel, als wir, der Masai lautlos voran, dem Dornenwäldchen, nach dem das in der Nähe gelegene Dorf Richakamiba (Richaka — das Wäldchen, miba — die Dornen) den Namen hatte, zuschritten. Schon von fern



Eine Leopardenfalle aus Baumstämmen

hörte ich das Gepolter und Fauchen der Leopardin — denn eine solche war es — daneben aber auch zu meinem größten Erstaunen das Gegacker des als Lockspeise angebundenen Huhnes. Wenn ich es als etwas Merkwürdiges bezeichne, daß man das Huhn noch hörte, daß es also noch lebte, so muß ich hinzufügen, daß in dieser Falle das Huhn auf einem Brett angepflockt war, auf das der Leopard zu treten hatte, wodurch dann wieder eine Klapptür zufiel, die automatisch durch Ringe geschlossen wurde. Der Leopard befand sich also in demselben Raume mit dem Huhne, und dieses mußte somit immer als verloren gelten. Wenn er es nun nicht gefressen, oder wenigstens gerissen hatte, so mußte das seinen besonderen Grund haben. Als ich mich nun der Falle näherte, sah ich vor ihr drei ruppige und ängstlich miauende Kätzchen sitzen, kleine Tierchen mit übernatürlich großen, grünen Lichtern. Es waren junge Leoparden. Natürlich war es mein Bestreben, mich der jungen Tierchen zu bemächtigen. Ich ließ sofort Arbeiter rufen und die jungen Katzen umstellen. Den Tierchen gelang es aber doch, sich in den Dornen zu drücken. Sei es nun, daß sie einen guten Schlupfwinkel fanden, oder auch, daß ein Durchdringen der Dornen nicht gut möglich war, oder sich die Schwarzen vor den zwar jungen, aber sicher schon scharfen Krallen fürchteten, genug wir konnten sie nicht fangen. Die Alte war inzwischen auch nicht müßig gewesen, und es war ihr bereits gelungen, eine Planke der durch Wind und Wetter schon etwas schadhaft gewordenen Falle zu lockern. Ich mußte mich beeilen, der Gefangenen mit meiner Browning das Lebenslicht auszublafen. Daß sie im Verenden das Huhn, welches ich noch einmal verwenden zu können gehofft hatte, mit der Pranke wie einen Pfannkuchen breit schlug, war sehr betäubend.

Im Brunnen.

Wenn der Neuling zum ersten Male nach Ostafrika hinausfährt, so beginnt er wohl, im Roten Meer darüber nachzudenken, daß es gut sei, sich ein wenig in der Suahelisprache zu trainieren, deren Erlernung nun einmal eine *conditio sine qua non* für den ist, der einige oder viele Jahre in Ostafrika verbringen will. Der Neuling, dem die heiße Stickluft im Roten Meer nicht gerade die Lust am Lernen mehrt, langt also stöhnend seine Suaheligrammatik von Belten oder Seidel heraus und lernt und lernt, daß ihm der Kopf raucht. „*Kisima* — der Brunnen“, „*kisiwa* — die Insel“ sagt er wohl zwanzig- oder dreißigmal vor sich her, damit er die beiden Worte ja nicht miteinander verwechselt. „Mein Gott, ist das *Kiswaheli* schwer!“ stöhnt er, und damit hat er nicht ganz unrecht, denn „*Kiswaheli* sprechen“ und „*Kiswaheli* richtig sprechen“ ist ein verteufter und wohl zu beachtender Unterschied. Nun, ich hätte wohl „*kisiwa*“ und „*kisima*“ nie miteinander verwechselt, denn ich lebte auf einer Halbinsel am Indischen Ozean. Diese Halbinsel war aber reich an Brunnen, und ihre Umgebung war reich an vielen Inseln. Da lernte ich bald den Unterschied. Ein besonderer Fall hätte mir auch das Merken erleichtert. Denn, was ich eines schönen Tages „*kisimani*“ (im Brunnen) fand und aus diesem Brunnen herausholen konnte, war so etwas Besonderes, daß ich es nicht wieder vergesse, weder das was ich fand, noch das Wort „*kisima*“ — der Brunnen. Und das kam so.

Es spukte wieder einmal im Dorfe Subutuni, das an der Grenze meiner Palmenpflanzung lag. Es verschwand hier ein Schaf, dort eine Ziege und endlich sogar eine Kuh. An den beiden erstgenannten Tieren konnte sich ein Leo-

pard vergriffen haben. Aber an einer Kuh? Nein, das konnte nur ein „simba“ (Löwe) gewesen sein. Die so dachten, hatten aber doch unrecht, denn der Viehräuber war kein Löwe, sondern eine Löwin gewesen. Der alte Huthurungi hatte sie kurz, bevor er schlafen ging, gesehen, als sie mit ihren leuchtenden Lichtern hinüberäugte in das ruhige Dorf, in dem schon die Feuer vor den Türen erloschen waren. Da war er rasch in sein Häuschen hineingeschlüpft, schneller als sonst, und hatte eiligst den primitiven Holzriegel vorgelegt. Eine Löwin also? Ei, ei, da hieß es noch vorsichtiger sein, als wenn es der Herr Löwe selbst gewesen wäre, denn es ist eine alte Sache, daß die Löwendamen sehr viel angreifslustiger sind als ihre Ehegatten. So ganz ruhig hatte wohl der Alte in dieser Nacht nicht geschlafen und war schon gar zeitig bei mir, um mir zu berichten. Es hatte wieder ein Schaf gefehlt, ich sollte helfen. Ja, ja, wenn es dem Schwarzen eflig ergeht, dann muß der Europäer immer helfen. In diesem Fall wollte ich auch gern, denn Raubtierjagd, und nun gar eine Löwenjagd war etwas, was ich liebte. Aber so einfach würde die Sache nicht gehen, das wußte ich. Zunächst rief ich mir einmal meinen Jäger, einen Masai. Er war ein Lump wie alle Masais, aber gut zu gebrauchen für seinen Beruf. Er sollte aufpassen, wie und wo der Löwin beizukommen wäre. Er tat dies in sehr einfacher Weise, indem er sich in der Nähe des Viehkraals in Subutuni auf einen hohen Mfunyubaum setzte. Der Vollmond, der in Ostafrika so hell ist, daß man bei seinem Licht bequem Zeitung lesen kann, erleichterte ihm die Aufgabe. Einen Viehraub konnte er freilich in dieser Nacht nicht beobachten, aber er sah die Löwin, wie sie an Huthurungis Haus fragte, so

erzählte er. Huh, mag der Alte gezittert haben! Und noch etwas hatte der Masai gesehen, etwas ganz Merkwürdiges. Die Löwin hatte sich leise auf den großen Platz geschlichen, wo der mit Steinen eingefasste Brunnen stand. Hell glänzte das Mondlicht auf dem gelben Fell des Raubtiers, als es drei Meter etwa von dem Mkuhubaum entfernt vorbeistrich. Vor dem Brunnen hockte sie sich hin wie eine Katze, die mausen will, und äugte lauernd in die Tiefe. Und dann... plumps... war sie verschwunden. Der Masai hörte sie unten plätschern, und dann... ein Satz, und das Untier war wieder draußen, schüttelte sich wie ein Pudel und sprang ab. In dieser Nacht kam sie nicht wieder.

So die Erzählung des Masais. Viel gab es da nicht zu debattieren, sondern nur zu handeln. Was geschehen mußte, war klar. Ich suchte mir unter meinen Eisen das größte, schwerste und festeste heraus, und dieses stellte der Masai in den... Brunnen. Was soll ich viel erzählen, wie es weiter ging. Der Masai hatte wieder auf dem Mkuhubaum gefressen. Wieder war die Löwin gekommen und abermals zum Saufen in den Brunnen gesprungen. Diesmal aber war sie nicht wieder herausgekommen. Der Anker und die Schwere des Eisens litten es nicht. Ein donnerähnliches Gebrüll ließ die Leute in ihren Hütten erzittern. Der Masai war nicht so nervös. Er grinste befriedigt, stieg vom Baum herunter und weckte mich. Noch vor Tagesgrauen war ich an dem Brunnen. Die Löwin sprang mit dem Eisen am Fuß hoch, als ich mich auf die steinerne Umrandung des Brunnens setzte, den Brunnenrand aber erreichte sie nicht. Nur das Brüllen wollte sie nicht lassen. Doch ich wußte ein gutes Mittel, sie still zu machen, sogar das beste, das man in diesem Falle anwenden konnte. Als sie nämlich wieder

einmal hochsprang, schoß ich sie in den Kopf, und nun war sie wirklich still. Dann zogen wir sie an Stricken heraus. Es war eine mächtige Löwin mit ganz hellgelbem, glattem Fell. Ihr nächtliches „Trinkgelage“ im Brunnen war ihr schlecht bekommen. So aber kommt es, daß ich nie mehr vergessen werde, daß Kijima — der Brunnen und Jimba — der Löwe heißt. Kijwaheli ist vielleicht doch nicht so schwer, man muß nur die richtige Art von Mnemotechnik anwenden.



Reise über Land im Tragstuhl und Zweiradwagen

Zwei unheimliche Nachtpaziergänge

Meine Geschäfte als Pflanzer führten mich naturgemäß sehr oft nach der, meiner Pflanzung am nächsten gelegenen Stadt Tanga, und zwar war ich, wenn ich nicht zehn bis zwölf Stunden über unwegsames und schwieriges Gelände laufen wollte, auf den Seeweg angewiesen. Darüber werde ich im nächsten Abschnitt Näheres erzählen und will jetzt nur erwähnen, daß ich öfter nach dem vier Stunden von meiner Pflanzung entfernten M. gehen mußte, um von dort aus den nach Tanga abgehenden Dampfschleicher „Martha“ zu benutzen. Desgleichen fuhr ich auch manchmal mit der „Martha“, um wieder auf meine Pflanzung zu gelangen. Bei diesen Gelegenheiten habe ich nun nächtlicherweile zweimal Begegnungen gehabt, die ich in ihrer Eigenart und — wie ich offen zugeben will — Unheimlichkeit nicht so leicht aus dem Gedächtnis verlieren werde.

Es galt also wieder einmal, eine „Tangafahrt“ zu machen. Der Dampfer „Martha“ sollte, wie mir der Kapitän sagen ließ, früh 4½ Uhr bei aufkommender Flut M. verlassen. Meine Frau und ich sowie ein Herr, der bei mir zu Besuch weilte, mußten also in der Nacht marschieren. Die Nacht schien gemacht dazu, einen Marsch von vier Stunden zu machen. Die Hitze des Tages war einer wohlthuenden Kühle gewichen, der Vollmond verbreitete helles Licht, die Grillen zirpten und die Nachtvögel ließen ihre klagenden Töne hören. Von fern hörte man die afrikanischen Nachtstimmen, die in ihrer Gesamtheit ein unaufhörliches Summen und Surren ergeben, wie man es nur in den Tropen vernimmt. Kurz, es war eine der schönsten, afrikanischen Nächte, die man sich vorstellen kann. Für meine Frau hatte ich einen Tragstuhl bereit gestellt. Vor ihm herschritten einige Träger mit den Koffern, die Spitze nahmen mein Besucher und ich, und am Schluß kamen die Boys mit den Tropenhüten in der Hand und unsern Gewehren über den Rücken. Es war somit die übliche Aufmachung der kleinen, ostafrikanischen Reisefarawanen, die über Land gehen. Nachdem wir die Pflanzung hinter uns gelassen hatten, kamen wir durch Dornbusch und ab und zu über eine Lichtung. Herr R., mein Besucher, und ich schritten in eifriger Unterhaltung rüstig voran, während meine Frau auf ihrem erhöhten Sitz sich damit beschäftigte, still die Natur zu bewundern, die wohlthuende Frische zu atmen und die Herrlichkeit der tropischen Vollmondnacht auf sich wirken zu lassen. Kurz vor dem Dorfe Manza kamen wir, aus dichtem Busch hervortretend, wieder auf eine kleine Lichtung, hinter der wieder Busch kam. Dort erblickte ich etwas, was ich zu dieser Nachtzeit, zudem ich in Begleitung meiner

Frau war, offengestanden lieber nicht erblickt hätte. Ungefähr zwanzig Schritte nämlich von dem Wege, den wir beschritten, lag im Grase eine große Löwin und äugte uns unverwandt an. Stehen bleiben hatte keinen Zweck, schießen auch nicht. Außerdem waren, wie erwähnt, die Gewehre am Schluß des Zuges, eine üble Afrikanerangewohnheit. Herr R. bat mich, um Gottes willen meiner Frau nichts davon zu



Reise zu Land. Über ein Flußbett

sagen. Diese aber hatte natürlich die Löwin von ihrem Tragstuhl aus längst erblickt und warf brennende Streichhölzer in die Luft, um die Bestie zu verjagen. Dieses Manöver hatte denn auch den Erfolg, daß sich die Löwin träge erhob, einmal ein langausgehaltenes Geheul hören ließ und dann langsam, ohne sich weiter um uns zu kümmern, dem nahen Busch zutrottete. Dann brüllte sie noch einmal kurz auf, und in der Ferne antwortete ihr ein anderer Löwe, an-

scheinend ihr Herr Gemahl. Meine Frau aber, die doch durch den Anblick der so nahen Löwin etwas nervös geworden war, rief mir, bloß um etwas zu sagen, zu: „Was war denn das?“ Ich war natürlich der Meinung, meine Frau hätte die Löwin nicht gesehen, weil sie so fragte, und antwortete nur: „Nichts, ein Buschbock.“ Nachher hat mich aber doch meine Frau ziemlich energisch gefragt, ob ich denn nicht zwanzig Schritt weit sehen und bei Vollmond nicht eine Löwin von einem Buschbock unterscheiden könne. Der Schreck war uns jedenfalls allen etwas in die Glieder gefahren. Darum gingen wir noch $\frac{1}{4}$ Stunde weiter, setzten uns dann in recht afrikanischer Weise hin und ... tranken eine Flasche Bier zur Stärkung. Dann marschierten wir weiter nach M.

Ein anderes Mal war die Situation noch um einige Grade unbequemer, ja gefährlicher. Diesmal kamen wir von M. Dort hatten wir entdeckt, daß der Boy vergessen hatte, Laternen mitzunehmen. Ich ging also zu einem mir bekannten Jnder, der in M. einen kleinen Laden hatte, und ließ mir zwei Laternen. In unangebrachter Sparsamkeit hatte aber der Jnder zu wenig Petroleum eingefüllt, und so kam es, daß in der Nähe des Dorfes Manza beide Laternen verloschen. Dabei war es stockfinstere Nacht. Diesmal war ebenfalls meine Frau mit von der Partie sowie ein Herr S., ein Landmesser, der in der Nähe meiner Pflanzung topographische Aufnahmen zu machen hatte. Das Dorf Manza ließen wir rechts liegen. Die Führung übernahm bei der völligen Dunkelheit mein ... Reitesel „Abraham“, dem ich die Zügel auf den Hals legte, und der so sicher führte, als schritte er bei Tage. Hinter Manza mußten

wir eine größere Strecke niedrigen Mangrovenbusches passieren. Dort vernahm ich mit einem Male vor mir das Blaffen wilder Hunde und sah bald auch durch das Schimmern ihrer grünen Lichter, daß diese blutdürstigsten aller Bestien sich dazu anschickten, uns langsam und vorsichtig immer mehr einzukreisen. Die Situation war äußerst kritisch, zumal keine Bäume in der Nähe waren, auf denen wir hätten Zuflucht finden können. Herr S. und ich machten unsere Büchsen fertig, obwohl wir bei einem Angriff gar keine Aussichten hatten, richtig abzukommen. Außerdem war das Rudel sicher mindestens dreißig Hunde stark. Was waren also zwei Büchsen bei stockfinsterner Nacht unter so vielen? Da, während wir schon daran dachten, meine Frau durch die Boys nach Manza zurückführen zu lassen und uns



„Abraham und Rebekka“

selbst, so gut es eben gehen mochte, zu verteidigen, kam Rettung von einer Seite, von der ich sie am wenigsten erwartet hätte. Ich besaß damals nämlich einen großen, ganz weißen Terrier, namens „Luz“, der frisch von Europa herausgekommen war. Dieser Hund stürzte sich in Unkenntnis der Gefahr plötzlich wütend mit lautem Gecläff in das Rudel Hyänenhunde hinein, und diese wiederum, die das weiße, anstürmende Etwas nicht kannten und auf seine Gefährlichkeit nicht abschätzen konnten, gaben eiligst Fersengeld und verschwanden im Busch. Nach diesem wenig heitren Erlebnis setzten wir unsern nächtlichen Marsch unter „Abrahams“ bewährter Führung fort und langten auch glücklich ohne weitere Zwischenfälle in unserm Hause an. Seitdem habe ich aber vor einem Landmarsch alles unbedingt Mitzunehmende jedesmal einer gründlichen Prüfung unterzogen und habe mir auch die afrikanische Unsitte, die Gewehre am Schlusse der Karawane zu belassen, abgewöhnt.

Auf dem Eisenholzbaum

Durch meine Kautschukpflanzung zog sich, in schnurgerader Richtung von Osten nach Westen laufend, eine von mir angelegte, breite Straße, die an den Seiten mit hohen, schönen Eisenholzbäumen (*cassia florida*) eingegrenzt war. Es sind das jene prächtigen Schattenbäume, die durch ihr dichtes Laubwerk der Straße einen wohlthuenden Schatten geben und durch ihre schönen, gelben Blütendolden, die sie im Sommer tragen, dem Ganzen ein freundliches Aussehen verleihen. Ein solcher Eisenholzbaum sollte mir eines Nachts für zwei Stunden zur Herberge werden und mir gleichzeitig die Möglichkeit geben, ein interessantes Schauspiel zu genießen.

Es war in einem Julimonat, als mir mein Jäger meldete, daß die wilden Schweine wieder einmal erschienen wären und sich an den süßen Knollen des jungen Kautschuks gütlich täten. Diesen Verbrechern war immer sehr schwer beizukommen, denn sie verloren sich in dem großen Komplex der Pflanzung und im Busch, witterten weit und waren außerordentlich scheu. Vergifteter Maniok verleidete ihnen wohl den Aufenthalt auf der Pflanzung für einige Zeit, aber nie für lange. Das beste Abwehrmittel gegen Schweine ist und bleibt immer der Löwe, und darum sollte man auf Kautschuk- und Palmenpflanzungen den Löwen eigentlich schonen. Daß man dieses Prinzip doch gelegentlich einmal durchbricht, ist menschlich und verständlich. Von dieser erwähnten, nützlichen Betätigung des Löwen konnte ich mich eines Nachts durch den Augenschein überzeugen.

Ich war abends gegen 10 Uhr noch einmal in die Palmenpflanzung gegangen, um den Viehhirten zu kontrollieren, der bei einer erkrankten Kuh schlafen sollte. Die Nacht

war herrlich, und ich bummelte so recht gemütlich die große Straße entlang, die Arbeit des nächsten Tages überdenkend. Auf einmal hörte ich rechts neben mir im Grase zwischen den Kautschukbäumen, die der Reinigung harreten, ein Rudel Schweine in rasender Flucht auf mich zukommen und hinter ihnen den kurz hintereinander ausgestoßenen Knurren, wie ihn ein verfolgender Löwe hören ließ. Da die wilde Jagd gerade auf mich zukam, kletterte ich eiligst auf einen Eisenholzbaum, der ziemlich tief unten angelegte Äste hatte, damit ich wenigstens nicht gerade von den Schweinen oder gar von dem Löwen überrannt wurde. Wenn sie vorbei wären, wollte ich dann wieder hinunter steigen und nach Hause gehen. So bald sollte mir das aber nicht werden, denn plötzlich stürmten ein paar Schweine über die Straße, und ihnen folgte ein starker Keiler. Als der Keiler aber die Straße noch nicht überquert hatte, saß ihm bereits der verfolgende Löwe, — übrigens ein mächtiger, männlicher Mähnenlöwe, — im Genick und warf ihn zu Boden. Das Drama spielte sich gerade unter dem Baume ab, auf dem ich saß. Ein paar kräftige Bisse des Löwen in den Hals und das Genick des Keilers brachten ihm einen schnellen Tod. Ich glaubte nun, der Löwe würde den Keiler in die Pflanzung oder weiter in den Busch schleppen, darin irrte ich mich aber, denn der Löwe schien sehr hungrig zu sein. Während sonst oft die Schweine von den Löwen nur gerissen, aber nicht verzehrt werden, hielt dieser Löwe in aller Ruhe und Gemütlichkeit unter meinem Baum sein nächtliches Souper. Erst nach Verlauf von zwei Stunden, während deren der Löwe mit fast spielerischer Langsamkeit gespeist und den Keiler so und so oft abgeleckt hatte, erhob er sich und bummelte gesättigt und langsam in den Kaut-

schuf hinein. Nach seinem mit Würde erfolgten Abgang hielt ich es für an der Zeit, von dem Baume herunter zu steigen, meine Knochen taten mir aber noch reichlich weh, denn ich hatte da oben einen gar unbequemen Platz gehabt und war zum Überfluß zwischen zwei Ästen eingeklemmt gewesen. Meine Frau hatte sich bereits ziemlich Sorgen gemacht und wollte schon Boys ausschicken, um nach mir zu forschen, als ich eintrat. Als ich ihr die Geschichte erzählte, war sie beruhigt, einmal weil ich auf dem Baum gefessen hatte, und dann, weil nun wieder ein Kautschuk vernichtendes Wildschwein weniger auf der Welt war.



Der Schlangenbeschwörer Rufakulala. (Der Zweite von links.)

Der Entfesselungskünstler

Wenn ich im vorigen Kapitel sagte, daß es unratsam sei, auf einer Kautschuk- oder Palmenpflanzung Löwen abzuschießen, so kann es doch Fälle geben, wo, wie in der Erzählung „Im Brunnen“ der Abschluß des einen oder andern Löwen aus zwingenden Gründen erfolgen muß. Ein solcher Grund liegt immer vor, wenn sich ein Löwe nicht an dem reichlich vorhandenen Wild genügen läßt, sondern zum Viehraub übergeht. Der Schritt vom Viehraub zur Menschenfresserei ist aber erfahrungsgemäß beim Löwen sehr schnell getan. Ja in manchen löwenreichen Gegenden, wie im Rufijidelta, gibt es ältere Löwen, die überhaupt ein für allemal nur von Menschenfleisch leben und sich nicht genieren, abends zwischen die an hell brennenden Feuern sitzenden Neger zu springen und sich einen von ihnen herauszuholen. Ganz freche versuchen wohl sogar am helllichten Tage einen Angriff auf den Menschen. Man kann es sich also ruhig zum Prinzip machen, einen Vieh raubenden Löwen abzuschießen, wenn man ihn — beiläufig gesagt — nämlich kriegt. Daß das nicht so einfach ist, mag nachfolgend geschilderte Begebenheit beweisen.

Schon öfter war mir von meinen Leuten erzählt worden, daß sich in der Nähe des Dorfes Richakamiba ein scheinbar alter Mähnenlöwe herumtreibe. Es ist natürlich immer verdächtig, wenn ein Löwe anfängt, spärende Blicke in ein Dorf zu werfen, es lag aber noch kein Grund zum Einschreiten vor. Eines Tages aber wurde mir berichtet, der Löwe hätte in Richakamiba ein Schaf geschlagen. Ich baute also mit aller Vorsicht in der Nähe des Dorfes eine sogenannte „Löwenboma“, d. h. einen kleinen, nach einer Seite offenen Stall, in dem ein Schaf angepflöckt wurde. An

den nicht offenen Seiten wurde der Stall mit dichtem Dornengestrüpp umgeben, und an der Tür lag das Eisen, leider damals ein älteres, das aber mein Jäger als durchaus genügend bezeichnete. Ich traute dem Frieden gleich nicht so recht, und richtig hatte es sich der Löwe, der tatsächlich in der nächsten Nacht in das Eisen ging, abgestreift. Bereits in der darauffolgenden Nacht schlug der Löwe im Dorfe Subutuni eine Kuh. An der gerissenen Kuh stellte ich mehrere Eisen auf, aber auch aus einem dieser stärkeren Löweneisen befreite sich das Raubtier, ohne Schaden zu nehmen. Nun aber hatte ich die Sache satt. Der „simba“ sollte und mußte mein werden. Ich nahm daher mein allerstärkstes Eisen, das ich hatte, und stellte es in eine Wasserlache, von der ich wußte, daß dort der Löwe allnächtlich seinen Durst stillte. Am nächsten Morgen kam einer meiner Aufseher mit der Meldung: „Simba amekamatwa na mtegu“ (Der Löwe ist vom Eisen gefangen worden), und zwar sollte er unweit der Wasserstelle mit dem Eisen im Busch sitzen. Ich ging also hin. Nichts war vom Löwen zu sehen, und doch behaupteten meine Leute, er säße da. Ich sagte ihnen, wenn sie es so genau wüßten, so sollten sie gefälligst etwas vorangehen und mir die Stelle zeigen. Zögernd taten sie es. Da, ... brüllte der Löwe kurz vor ihnen zweimal auf, und hinauf waren die beiden „Mutigen“ auf eine Palme, die in ihrer Nähe stand. Da ich den Löwen im Gras nicht vor mir sah, mußte er in oder gleich hinter einem kleinen Busche liegen, der vor mir lag. Vorsichtig birschte ich mich also vorwärts und spähte durch eine Öffnung in dem beckenartig gewachsenen Busch hindurch. Und da sah ich ihn. Etwa vierzig Schritt von mir entfernt lag der Gewaltige im Gras, seinen mächtigen Kopf auf die Franke, im Eisen

eingeklemmte Branke aufgelegt und äugte mich an. Schnell wollte ich schießen, aber ehe ich abkommen konnte, drehte sich plötzlich der Löwe wie ein Kreisel um sich selbst und war aus dem Eisen heraus. So schnell ich konnte, lief ich um den Busch herum, um die Bestie doch noch zu Schuß zu bekommen. Zu spät! Am Eisen aber lagen Krallen und Fleisch- und Hautsegen. Das Raubtier hatte sich also unter gewaltigster Kraftanstrengung abermals befreit und dabei seine Branke auf gräßliche Weise verstümmelt.

Eine ganze Zeit sah ich nichts mehr von dem Löwen, hörte aber, daß ihn einige Leute früh bei Tagesgrauen gesehen hatten, hinkend und abgemagert. Es war klar, daß nun für den kranken Löwen die nächste Station der Menschenraub sein würde, da er sich kein Wild mehr fangen konnte. Ich versuchte es auf alle Weise, dem Löwen beizukommen, aber es gelang mir nicht, denn er hielt keinen Wechsel mehr. Nach etwa zehn Tagen sah ich auf einmal früh morgens, daß ein großes Raubtier in meinen Hühnerstall eingebrochen war. Einige tote Hühner und Truthühner lagen noch herum, von anderen, bereits verzehrten, waren noch die Köpfe übrig. Das mußte also Löwenarbeit sein, denn der Löwe läßt von jedem Tier, das er frißt, den Kopf übrig, was der Leopard nicht tut. Es war etwas so durchaus Ungewöhnliches, daß ein Löwe auf „Hühnerjagd“ geht, daß es sich in diesem Falle nur um den kranken Löwen handeln konnte. Also noch einmal das große Eisen her, und gut aufgepaßt! Selbstverständlich war ich der Meinung gewesen, der Löwe würde sich erst mitten in der Nacht einstellen, aber bereits abends 1/28 Uhr, als wir mit meinem Assistenten, den ich eingeladen hatte, beim Abendessen saßen, ließ uns ein furchtbar dröhnendes Brüllen auffahren. Dieses

Brüllen kam aus dem nur vierzig Schritt vom Hause entfernten Hühnerstall. „Er“ saß also im Eisen. Die Nacht war stockfinster und nichts zu sehen. Mein Assistent, den das Brüllen aufregte, schoß mit seinem Schrotgewehr vom Hause aus in das Dunkel der Nacht hinein, was natürlich ganz zwecklos war und ihm daher von mir untersagt wurde. Ich wollte mir den Löwen nicht noch einmal entgehen lassen. Übrigens hatten sich auch noch andere als mein Assistent über das Brüllen aufgeregt, nämlich mein schwarzer Spitz, der vor Angst andauernd „schön“ machte, und eine kleine Hundszäffin, die sich losgerissen hatte, kettenrasselnd angesprungen kam und meiner darüber natürlich sehr erschrockenen Frau in den Nacken sprang und sich dort festklammerte. Es war ein furchtbares Durcheinander und eigentlich zum totlachen. Ich ließ nun bereitgestellte Fackeln anzünden, und meine Boys sollten mir damit voranleuchten. Das taten sie aber nicht, sondern blieben mit den Fackeln hübsch hinter mir, so daß ich weder den Löwen sehen, noch auch Korn und Kinn der Büchse erkennen konnte. Als nun gar der Löwe mitsamt dem Eisen „angereist“ kam, warfen die Boys die sofort verlöschenden Fackeln ins Gras, rannten fort, und ich stand im Dunklen dem Löwen gegenüber. Wie weit? Ich wußte es nicht. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich sah die großen, grünen Lichter des Raubtiers. Ich versuchte, zu schießen, schoß auch, repetierte und schoß noch einmal. Entsetzlich brüllte der Löwe dicht vor mir auf. Dann war alles still. Ich wußte nicht, ob, wo und wie ich den Löwen getroffen hatte. Vielleicht war er wieder aus dem Eisen heraus, vielleicht tot. Wer konnte es wissen! An diesem Abend mit Fackeln an die Stelle zu gehen, hatte keinen Zweck. Der vielleicht schwer

franke Löwe konnte sich dann noch weit schleppen. Also warten bis morgen! Eine qualvolle Wartezeit! Noch ehe es wirkliches Tageslicht war, ging ich an die Stelle, wo der Löwe mit dem Eisen gefressen hatte. Das Eisen war noch da, der Löwe nicht. Ich war außer mir vor Wut, suchte aber doch nach, denn ich fand eine starke Schweißspur, die sich vom Eisen nach dem Busch hinzog. Im Busch fand ich den Löwen, aber vollständig zerrissen von ... wilden Hunden. Auch der König der Tiere ist diesen Bestien nicht heilig. An einem übrig gebliebenen Teil der Decke sah ich aber, daß meine beiden Kugeln durch den Rücken gegangen waren. Das schöne Löwenfell war hin, zerrissen und zerseht, und die Schädelknochen zum Teil fortgeschleppt. Ein trauriges Ende für den Mächtigen und ein trauriges Ergebnis einer mühsamen und langwierigen Löwenjagd!

Schlangen

Gesegnet war meine Pflanzung mit Schlangen, sogar reich gesegnet. Alles war vorhanden, was sich ein Freund der Schlangen — der ich übrigens nie war — nur wünschen konnte. Die drei Arten der Spuckschlange, die rote, die schwarze und die graue, die überaus giftige, aber träge Puffotter mit der schönen Haut, die Peitschenschlange und in einigen, wenigen Exemplaren auch die Riesenschlange. Für alle diese Schlangen und Schlänglein hatte ich nicht so sehr viel Interesse, denn sie waren mir ekelhaft, um so mehr aber meine Frau, die sofort zum Gewehr griff, wenn es hieß, da und dort sei eine große Schlange gesehen worden. So erwischte sie einmal ein mir befreundeter Herr, als sie gerade damit beschäftigt war, eine der großen und angreißlustigen Peitschenschlangen zu schießen. Ein anderes Mal war ich in größter Sorge um sie, weil mir die Boys gesagt hatten, meine Frau sei gegangen, eine Riesenschlange zu schießen. Schließlich war es zwar nur ein Leguan (Rieseneidechse) von der allerdings beträchtlichen Größe von 1,75 Meter gewesen, aber die Angst hatte ich doch weg. Jedenfalls hatte aber meine Frau einen grauslichen Anlauf auf Schlangen, und manche schöne Haut hat sie erbeutet. Schlangen, Schlangen, wohin sie kam. Sie glitten ihr unter der Hand weg, wenn sie ihren Antilopen Gras zutrug, sie legten sich nicht weit von ihr in der Sonne auf die Veranda, und sie sah Schlangen im Grase liegen, wenn ich nichts sah. Ja wirklich, auf meiner Pflanzung waren die Schlangen recht frech. Als ich eines Abends vom Wohnzimmer in das Schlafzimmer hinübergehen wollte, lag neben einer in der Halle brennenden Laterne eine riesige Tira (große, graue, spuckende sogenannte Hühnerschlange)

von 3,20 Meter Länge. Mit einer langen Stange schlug ich sie tot. Ein anderes Mal verjagte mir eine große, rote, fast vier Meter lange Spuckschlange meine Arbeiter, bis ich das freche Untier durch einen Schrotschuß in den Kopf strecken konnte. Kurz, fast alle Augenblicke hatte ich, noch viel mehr aber meine Frau, mehr oder weniger harmlose Erlebnisse mit Schlangen aller Sorten. Einmal haben wir aber doch gemeinsam etwas erlebt, was durchaus nicht harmlos war.

Meine Frau und ich hatten unsern gewöhnlichen Abendspaziergang in die Palmenpflanzung gemacht, und es fing schon an, zu dunkeln, als wir zurückkehrten. Mit einem Male sah meine Frau, daß ein dickes Etwas aus dem Grase hervorsah und ein wenig quer über die Straße hinweg lag. „Eine Puffotter, schlag sie tot!“ rief sie mir in sofort wieder erwachter Jagdbegeisterung zu. Ich riß also eine der dicken Stangen, mit denen die jungen Alleebäumchen gestützt wurden, aus der Erde, holte tüchtig aus und schlug zu, daß das Holz splitterte. Im gleichen Augenblick ertönte aber etwa drei Meter von mir entfernt ein pfeifendes Zischen. Ein Etwas, so dick wie ein Ofenrohr fuhr blitzschnell in die Höhe, und ein Rachen wie der eines Leoparden zuckte auf mich zu und zurück. „Hilf Himmel, eine Riesenschlange!“ rief ich. Meine Frau befand sich einige Schritte weiter zurück, konnte also auf der Straße nicht zu mir gelangen, ohne das Untier zu kreuzen. Ich selbst mußte laufen, was ich konnte, und rief meiner Frau zu, das gleiche nach der andern Richtung hin zu besorgen. Zischend raste die Schlange im Kautschuk neben mir her, ohne daß sie aber aus mir nicht begreiflichen Gründen einen Angriff gewagt hätte. Ich lief und lief um mein Leben, mein Atem

feuchte, der Schweiß lief mir in Strömen von der Stirn. Die Schlange raste immer weiter auf gleicher Höhe mit mir. Endlich begegnete ich einigen Negern, und die Schlange verschwand. Dann holten wir meine Frau. Drei Tage später schoß ein bei mir arbeitender Unternehmer die Schlange. Sie war sechs Meter lang.

Ob diese Schlange gewußt hatte, daß ich früher einmal eine nur wenig kleinere Kollegin von ihr im Hause gehabt hatte, und ob sie mich deshalb verschonte? Ich weiß es nicht. Ja, meine Hausgenossin war ein ganz nettes „Tierchen“. Sie lag den ganzen Tag im Korb, ließ sich geduldig und ruhig von mir herausnehmen und streicheln. Nur mußte ich sie immer gleich hinter dem Kopfe fassen, sonst zerquetschte sie mir, wenn ich es versah, mit ihren starken Ringen fast Arme und Beine. Sehr liebte sie es, wenn ich Klavier spielte. Dann kam sie aus ihrem Korbe heraus und stieg langsam auf das Klavier, wo sie sich zusammenrollte. Alle acht Tage wurde sie gefüttert, d. h. sie bekam ein mittelgroßes Huhn, an den andern Tagen aber nur Milch. Schließlich habe ich sie aber doch fortgegeben, denn ich hatte zu viele Hunde, und mit diesen stand sie sich nun einmal auf Kriegsfuß, und ich war nie sicher, daß es nicht ein Unglück gab.

Sehr spaßig ist die Art, wie manche ostafrikanischen Neger die Schlangen verwenden. Ich hatte einmal einen Arbeiter, namens Rufakulala, einen Msekuma vom Victoria-Nyanza-See. Dieser galt als großer Schlangenbeschwörer. Ob er das war, weiß ich nicht. Tatsache aber ist, daß er eine sehr giftige und bissige Schlange in seinem ... Geldsack hatte, der ganz offen in seiner Hütte lag. Ich habe auch nie gehört, daß Rufakulala je etwas gestohlen worden ist. Der

offene Geldbeutel mit der Schlange darin schien sich also besser zu bewähren als der dickste Urnheim. Man sieht jedenfalls daraus, daß die Schlangen sehr nützliche Tiere sein können, wenn man sie nur in der richtigen Weise zu verwenden versteht.



Von der Frau des Verfassers erlegter Leguan

Krokodilfang

Der Negerknabe ging so still
Am Nil dahin. Plötzlich erblickt er
Ein unverhofftes Krokodil.
O, wie erschrickt er!!

Wilh. Busch (Hernach).

Die Reime „Krokodil“, „Nil“ und „still“ sind uralt, fast so alt wohl wie die Krokodile selbst. Aber nein, nicht nur am Nil wohnen diese häßlichen, schuppengepanzerten Tiere, sondern in allen süßen Gewässern der tropischen Gegenden, also auch bei uns in Ostafrika. Auf meiner Halbinsel gab es allerdings weder Flüsse noch Bäche, noch auch stehende Gewässer und daher auch keine Fieber bringenden Moskitos. Aber 1½ Wegstunden von meiner Pflanzung entfernt, da fanden sich wohl kleine Sümpfe und Teiche, in denen das „mamba“ (Krokodil) zu Hause war, nicht in großen Massen zwar, aber in einzelnen Exemplaren. Hätte ich mich dort ansetzen wollen, um Krokodile zu schießen, so hätte ich wohl alt und grau darüber werden können, bis ich einmal so ein Tier erwischt hätte. Aber in den Flüssen und Sümpfen bei Tanga, im Sigi, im Kulumuzi und in den Pangani-Sümpfen, da wimmelte es freilich von Krokodilen. Ich habe wohl auch ein paar dort geschossen, aber viele sind mir verloren gegangen, weil sich das krank geschossene Krokodil stets gleich ins Wasser wirft und dort von seinen Stammesgenossen sofort verzehrt wird. Ich beschloß daher, als ich einmal einen Bekannten, der am Rubu (oberen Lauf des Pangani) wohnte, besuchte, die Krokodile dort zwar nicht zu schießen, wohl aber zu fangen. Mit ein paar großen Haifischhaken, die sich für diesen Zweck vorzüglich eigneten, wohl ausgerüstet, begab ich mich auf die

Reise. Gleich am ersten Tage meines dortigen Aufenthaltes beschloß ich, mein Heil im Krokodilsfang zu probieren. Ich sollte aber erfahren, daß auch bei überreichlichem Vorhandensein von Krokodilen der „Mambafang“ erst erlernt sein will. Von der sehr richtigen Erkenntnis und Wissenschaft ausgehend, daß Affenbraten für die großen Amphibien eine Leibspeise zu bedeuten pflegt, sah ich mich erst nach einer Herde Hundsaften um und fand eine solche bald, einen hohen Awajubaum (Tamarinde) am Ufer des Rubu umlagernd. Ein alter, graubärtiger Bursche erschien mir besonders geeignet, als Lockspeise für die Krokodile zu dienen, und so schoß ich den federnden Alten herab. Er war so wie so nicht mehr viel nütze, denn er hatte nur noch wenig Zähne. Fein säuberlich zog ich ihm das Fell über die Ohren und trennte die beiden Schenkel vom Körper. In das Fleisch der Schenkel versenkte ich je einen der mitgebrachten Haifischhaken, die wieder an zwei Meter langen, dünnen, aber starken Ketten befestigt waren. Die Ketten schloß ich an lange Seile an und begab mich damit zu einer über den Rubu laufenden, schwankenden Lianenbrücke. Ich war der Meinung, ich brauche nur die Affenschenkel hinunter in den Fluß zu werfen, um sogleich an jedem Haken eine der Bestien zu fangen. Ich wartete und wartete mit der Geduld eines Amateurfischers am Plögensee, aber nichts regte sich in der dunklen Tiefe. Und doch wußte ich, daß es da unten Krokodile über Krokodile gab. „Gut Ding will Weile haben,“ dachte ich mir und beschloß, die Haken mit den Affenschenkeln daran bis zum nächsten Morgen liegen zu lassen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich am folgenden Tage die Schenkel noch völlig unberührt im Wasser vorfand. Während ich mit ziemlich entgeistertem Ge-

sicht meine Haken heraufwand, gesellte sich ein alter Neger zu mir, der anscheinend ein Gespräch mit mir anfangen wollte. Er erklärte mir denn auch mit einem unendlich überlegenen Lächeln, für das ich ihn hätte prügeln mögen, daß ich den Fang ziemlich töricht angefangen hätte. Ich sollte die Schenkel direkt ans Ufer legen, so daß sie von den Krokodilen gesehen werden könnten. Die Leinen sollte ich mit ihren Enden an einen Baum binden, im übrigen aber so im Grase verstecken, daß sie nicht zu sehen wären. Ziemlich betrübt darüber, daß ich mich so von dem Alten eines Besseren belehren lassen mußte und auf diese Fangart nicht von selbst gekommen war, trottete ich hinab ans Flußufer, um die Weisungen des Negers zu befolgen. Es dauerte noch keine halbe Stunde, da saß an jedem der Haken ein Krokodil, ein großes von 2,60 Meter und ein kleines von 1,40 Meter Länge. Es war durchaus unterhaltsam, zu sehen, wie sich die gefangenen Krokodile benahmen. Sie sprangen in fortwährendem Wechsel aus dem Wasser, wieder hinein und wieder heraus. Als mir das Spiel lange genug gedauert hatte, begann ich, mit Hilfe einiger Neger die Leinen langsam aufzuholen. Dann erlöste ich die Tiere nacheinander durch einen Kopfschuß. Ich habe später noch mehrere Krokodile gefangen, auch ein paar ganz große, so viel Spaß wie damals bei diesen beiden ersten Krokodilen hat mir aber der „Mambafang“ doch nie wieder gemacht. Der Reiz der Neuheit war eben dahin. So geht es mit allem in der Welt.

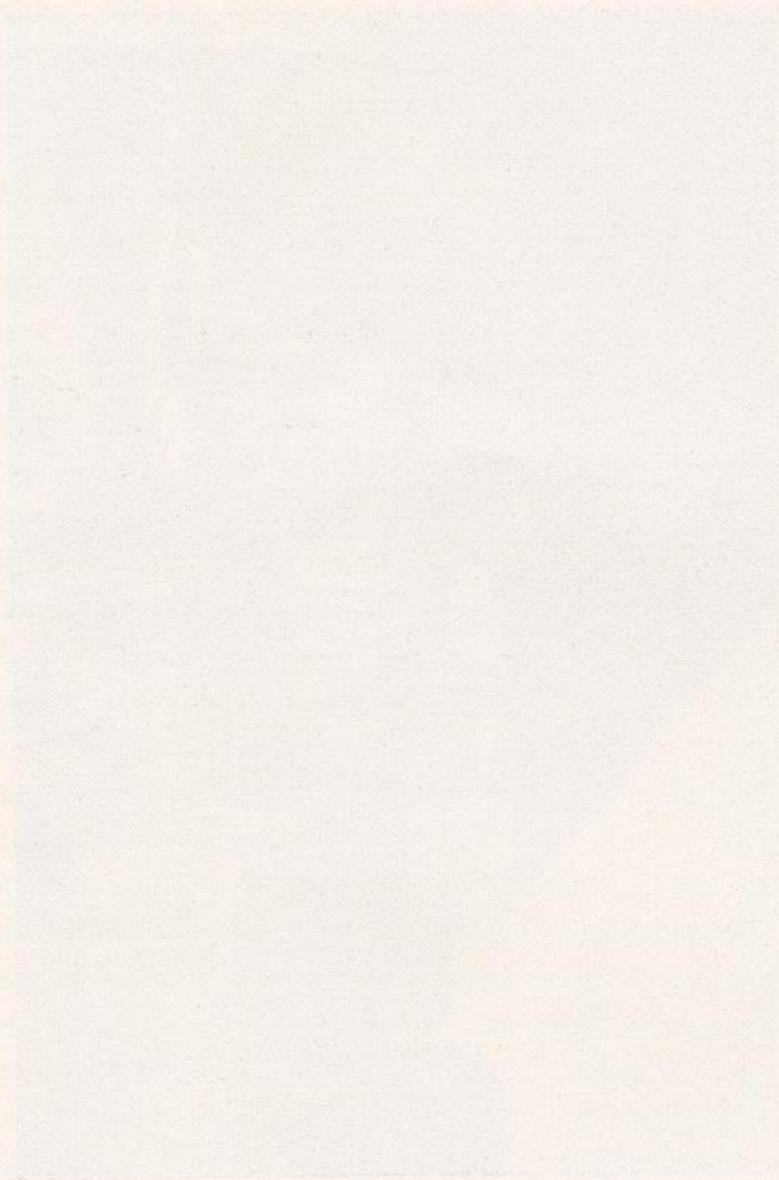
Der Jagdneidische

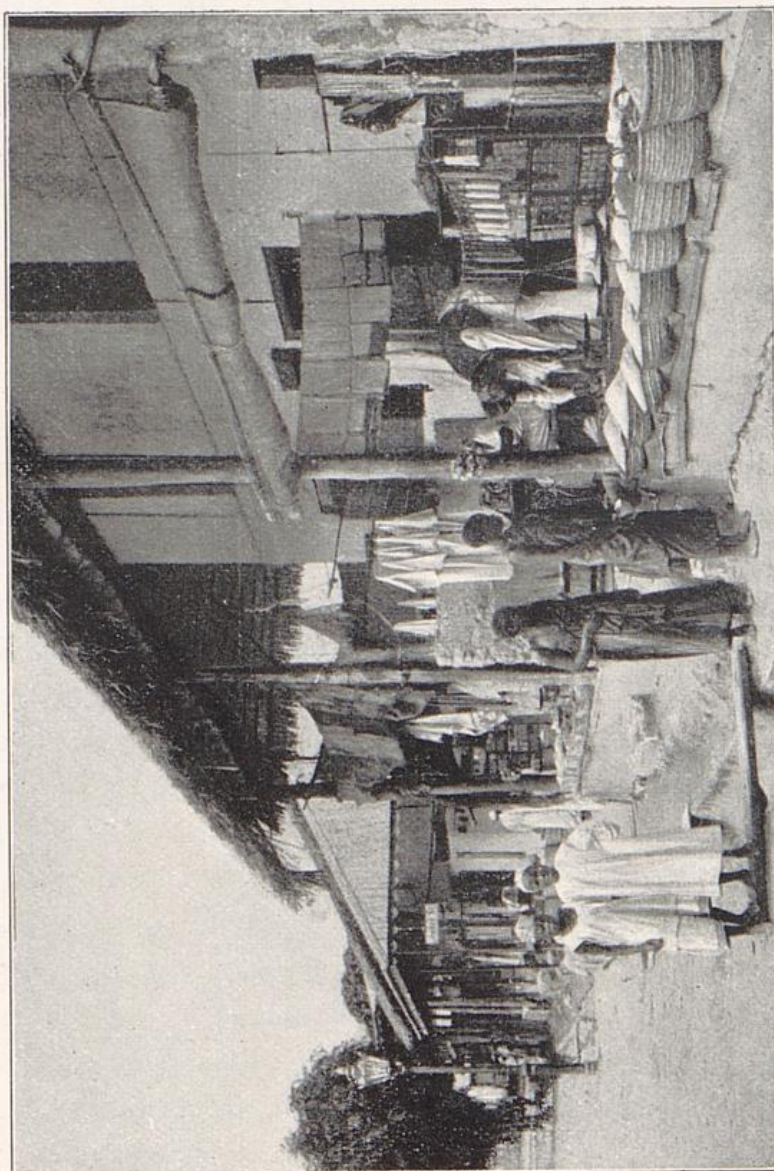
Es ist wohl eigentlich nicht am Plage, in diesem Buche von der häßlichen Schwäche eines Mitmenschen zu erzählen, das Begebnis aber, von dem ich jetzt sprechen will, hat mich seiner Zeit zu sehr geärgert, und ich muß diesen Ärger irgendwie loswerden. Ich war wieder einmal bei meinem Bekannten am Kuvu eingeladen und mit mir ein Herr B., ein passionierter Jäger und hervorragender Schütze. Damals war gerade große Regenzeit. Wissen Sie, was das heißt? Nun, es ist ungefähr so, als hätte der vereidigte Wettermacher Petrus acht Wochen lang große Wäsche und beschäftigte sich damit, uns armen Erdenwürmern sein Waschwasser, nicht etwa nach Gießkannenmanier, sondern kübelweise auf die Köpfe zu gießen. Und in solchem Wetter soll man jagen? Warum nicht. Auf Flußpferde zu jagen, ist gerade zu dieser Zeit besonders angebracht. Und auf Flußpferde sollte es gehen. Herr L., mein Gastgeber, hatte vor, mich auf einen starken Flußpferdbullen zu Schuß zu bringen. Herrn B. kannte er nur flüchtig und eigentlich nur durch mich. Es war ihm daher weniger darum zu tun, auch ihn etwas Besonderes schießen zu lassen. Wir marschierten also los. Es regnete ganz außerordentlich. Unsere Stiefel quatschten laut in dem zähen Brei der Kuvuniederungen, und unsere Kleider waren schon nach wenigen Minuten reif für die Bringmaschine. Endlich waren wir an Ort und Stelle angelangt und hörten schon von weitem den Bullen schnaufen und plantschen. Er fühlte sich wahrscheinlich so recht wohl bei diesem Hundewetter. Nun aber kam eine schwierige Frage. Wer sollte den Stand in der Nähe des Flußpferdes erhalten? Eigentlich sollte wohl ich der Glückliche sein, Herr L. wollte aber nicht so unhöflich sein,

das so gerade herauszusagen. Wir griffen also zu Schilfblättern und knobelten, d. h. Herr B. und ich. Wer das lange Blatt zog, sollte direkt auf den Bullen losmarschieren, der andere etwa 150 Meter flussabwärts postiert werden. Herr L. wollte als Jagdgeber den Rückwechsel flussaufwärts halten. Diana meinte es gut mit mir. Oder war vielleicht Frau Fortuna daran schuld? Kurz, ich zog das lange Blatt. Herr L. gab genaue Verhaltensmaßregeln, die vor allem darin gipfelten, daß Herr B. nicht eher schießen sollte als ich, da ich ja doch den Bullen direkt vor mir haben würde. Ich ging also los. Immer weichlicher wurde der Untergrund und immer schwieriger das Laufen. Endlich gelangte ich an das Schilf, durch das ich hindurch mußte, um an den Fluß zu gelangen. Die Flußpferde hatten mir insofern das Vordringen erleichtert, als sie einen durch das Schilf gehenden, breiten Pfad getrampelt hatten, der zum Rubu hinunterführte. Allerdings versank ich ab und zu bis über die Knie in riesigen Wasserlöchern, die weiter nichts waren als Fährten, die die zarten Füßchen der Hippopotamusse hinterlassen hatten. Am Flußufer stieß ich auf dichtes Gestrüpp und riesige Äste. Den Bullen hörte ich vor mir. Er vollführte einen furchtbaren Krawall, war aber infolge des Ästegewirrs nicht zu sehen. Also hinein ins Wasser trotz der Krokodile! Immer weiter und weiter watete ich. Das Wasser stieg mir schon bis an die Brust. Da sah ich den Bullen! Gerade wollte ich das Gewehr heben und auf einen Ast auflegen, als flussabwärts ein scharfer Kugelschuß ertönte. Der Bulle tauchte im selben Augenblick unter, und eine blutige Welle färbte das Wasser. Herr B. hatte also, von Jagdneid und Jagdleidenschaft erfaßt, die ihm von Herrn L. gegebenen Weisungen in den Wind geschlagen und hatte auf 150 Meter

hingeschossen, um selbst den Bullen zu erlegen. Es war mir eine wohltuende, innere Befriedigung, daß ihm das nicht gelang, denn das Flußpferd schien nur einen Streifschuß zu haben, da es trotz allen Suchens nicht gefunden wurde. Ich dagegen hätte dem Bullen nach aller Mühe des Anbirschens auf dreißig Schritte bequem die Kugel hinters Ohr setzen können, wie es sich gehört. Herr L. hat es sich als Jagdherr übrigens nicht nehmen lassen, Herrn B. eine gepfefferte und gesalzene Vorlesung über Jagdpraktiken zu halten. Und das tat mir sehr wohl, denn ich hörte die Standpauke mit an. Später habe ich dann bei Herrn L. noch ein paar sehr starke Flußpferde geschossen. Damals waren aber wir, Herr L. und ich, hübsch unter uns. Es tut nicht gut, mit Jagdneidischen und solchen Leuten, die eine sogenannte „lange Flinte“ führen, auf Jagd zu gehen. Suum cuique (Jedem das Seine), der gute, alte, preußische Wahlspruch gilt auch für die Jagd.

Bahari ~ Das Meer





Marktstraße in Tanga



Marktstraße in Tanga

Der Haifischfang

Des Meeres Unergründlichkeiten, seine unerschöpflichen Wunder und die Gewalt und Majestät der tiefen, großen Wasser haben von jeher auf mich eine Anziehungskraft ganz eigener Art ausgeübt. Konnte ich schon als Kind nichts Schöneres, als am Strande der Nord- oder Ostsee zu liegen und unverwandt in stillem Genießen aufs Meer hinauszustarren, so vertieften sich diese Gefühle naturgemäß ganz wesentlich, als ich in reiferem Alter die besonderen Schönheiten der See schätzen und lieben lernte. So kam es auch, daß ich in Ostafrika meine Pflanzung auf einer Halbinsel anlegte. Dort bin ich dann auch ganz und gar zur „Wasser- ratte“ geworden, mußte auch fast täglich auf dem Wasser liegen, um meinen Mangrovenholzversand zu überwachen, und fuhr, wie ich schon einmal erwähnte, auch gar oft zu Wasser nach Tanga. Mit was? Nun zunächst mit einem „Tumvi“ (gewöhnlicher Einbaum) oder „Galawa“ (ganz schmaler Einbaum mit Auslegern), dann auch mit einer mehr oder weniger großen „Dhau“ (arabisch getakeltes Segelboot bezw. Segelschiff), endlich mit einer Kapitänsgig, die ich von einem Dampfer kaufte und „Karin“ nannte. In diese baute ich schließlich einen Motor ein, und davon will ich im vorletzten Kapitel erzählen. Jetzt aber will ich berichten, wie es dann zuging, wenn mich einmal wieder mein „Raubtierjagdfieber“ verleitete, auch dem Raubtier der Meere, dem Haifisch, zu Leibe zu rücken.

Ich hatte also wieder einmal dieses „Fieber“ und ließ daher meine erfolgreichsten Haifischfänger, Hindu und Bo- bea, rufen, zwei Kerle, die sich in und auf dem Wasser eben- so zu Hause fühlten wie auf dem Lande. Es galt, früh auf- zubrechen, denn wir hatten an diesem Tage früh zeitig

Niedrigwasser und mußten weit fahren, um in die Haifischreviere zu gelangen. Haifische kann man aber nur bei Flut fangen. Noch war es dunkel, und der kühle Landwind strich leise über die still daliegende Wasserfläche. Das Galawa war schon am Abend vorher weit hinaus ins Fahrwasser gebracht worden. Wir patschten also durch stehengebliebene Pfützen und schmierigen Seeschlamm bis zur Grenze des zurückgetretenen Wassers. Drüben in den Mangroven schrie eine Gule, die Äste der Mangroven rieben sich leicht aneinander, knarrende Töne hervorbringend, und unter unsern Füßen hörten wir den ganzen Strand entlang das prasselnde Geräusch, das die aus den Millionen von kleinen Taschenkrebsslöchern ausweichende Luft hervorbringt. Beim Galawa angekommen, luden mich Hindu und Bobea auf ihre Schultern und trugen mich in das Fahrzeug hinüber. Dieses war so schmal, daß ich — was die Breite anbelangt — gerade eben Platz hatte, aber so ein Galawa ist nun einmal das vereidigte Haifischfahrzeug und kann verheult schnell fahren, da es fast gar nicht in das Wasser einsinkt, also wenig Widerstand bietet. Die beiden Haifischfänger griffen nun zu ihren breiten Schaufelrudern und tauchten sie in gleichmäßigem Takt in die Flut. Wie ein Pfeil flog das rasche Fahrzeug davon. Das Wasser erschien wie dunkle Tinte, und in dem halben Licht des anbrechenden Morgens hoben sich die Mangroven wie Silhouetten ab. Ab und zu sprang ein Hornfisch mit weitem Satz in die Höhe, oder eine Schar kleiner Fische erzeugte durch ihre Flossenbewegungen jenes eigentümliche Aufleuchten phosphoreszierender Mikroben, das man gemeinhin als Meeresleuchten bezeichnet. „Tutwele!“ (Laß uns Segel setzen!) raunte Hindu seinem Genossen Bobea zu, und bald stand das dreieckige

Galawasegel an dem schnell aufgerichteten, kleinen Mast. Bobea setzte sich auf die dem Wind zugekehrte Seite, damit bei etwaigen Windstößen das Galawa nicht kentern könne, und Hindu führte das Steuer. Trotzdem der Morgenwind nicht stark war, brachte er doch das Galawa außerordentlich schnell vorwärts, was das Rauschen des Wassers und das schäumende Kielwasser bewiesen. Bald waren wir an der Spitze der Halbinsel angelangt und wandten uns dem offenen Meere zu. Jetzt kam Bewegung in das Galawa. Die lang heranrollende Dünung hob das leichte Fahrzeug wie eine Feder empor. Am Horizont erschien das erste Licht der aufgehenden Sonne, und bald schob sich der Feuerball über der Wassergrenze empor. Noch weit hinaus mußten wir fahren, vorher aber wollten wir uns erst einmal still auf das Wasser legen, um uns die für den Haiisichfang notwendige Lockspeise zu besorgen. Bobea holte einige lange „mishipi“ (geteerte Angelleinen) heraus, warf sie ins Wasser und hatte bald drei recht große Fische gefangen, zwei „Tsaffi“ und einen „Ekundaju“ (verschiedene Fischsorten). Das genügte. Wieder wurde das Segel gesetzt, und wir fuhren noch etwa eine halbe Stunde lang weiter, bis wir schließlich in der Nähe großer Korallenbänke in das sogenannte „mayi ha mpapa“ (Haiisichwasser) gelangten. Dort ließ Hindu das Galawa treiben und machte die starken Angelleinen für den Haiisichfang zurecht. Die großen Haken versenkte er in das Fleisch der gefangenen Fische. Etwa zwanzig Meter lang waren die Leinen und wurden auf ungefähr fünfzehn Meter abgelassen. Es ist nicht so einfach, Haiisiche zu fangen, gewiß nicht. Oft liegen die Fischer tagelang vergeblich auf dem Wasser, ohne etwas zu fangen. Also machte auch ich mich für eine recht lange Geduldprobe zu-

recht, frühstückte erst einmal und entzündete dann meine Pfeife, um ein klein wenig zu ... dösen, denn so bald würden wir ja doch nichts fangen, vielleicht überhaupt nichts. Ich sollte mich aber zu meinen Gunsten geirrt haben. Vielleicht eine Stunde lang hatten wir so gegessen, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, als mit einem Male ein mächtiger Ruck das Galawa erzittern ließ. Die Leinen liefen blitzartig schnell bis zum letzten Meter von den Rollen ab, und Hindu mußte mit einem Klotz bremsen, damit sie nicht rissen. „Ó, mpapa mfubwa sana!“ (Oho, ein ganz großer Haiisch!) rief Hindu aus, und im gleichen Augenblick fingen wir auch schon an, zu „reisen“, d. h. der Haiisch zog mit dem Galawa davon, wohin er wollte, bald hierin, bald dorthin. Die Leute mußten gut aufpassen, daß das Fahrzeug nicht umschlug. Dieses nette Gesellschaftsspiel ging so eine ganze, lange Weile fort. Endlich aber wurde das „Reisen“ immer langsamer und langsamer. „Anachoka“ (Er ist müde), meinte Bobea und schien damit wohl recht zu haben. Und nun wurde der Hai langsam und vorsichtig angeholt. Ab und zu riß er wohl noch einmal recht deutlich, es war aber nicht mehr so schlimm und ließ sich ertragen. Endlich konnte sogar Hindu allein das Anholen besorgen, Bobea aber ergriff eine schwere Keule und stellte sich zum Empfang des Haies bereit auf. Und er kam!! Ein dicker, grauer Kopf und ein schnappendes, breites Maul erschien plötzlich über dem Wasser. Noch einmal versuchte der Hai, durch heftiges Zerren das Unternehmen im letzten Augenblick zu gefährden, Bobea aber war schneller als er und betäubte ihn durch einen wuchtigen Schlag auf seinen Dickkopf. Rasch wurde der Hai noch ein wenig höher geholt, und Hindu trennte ihm mit einem riesigen Messer

den Kopf fast bis zur Hälfte vom Körper. Es war ein mächtiger Hai von fast drei Meter Länge. Die Freude der beiden Leute war unbeschreiblich groß, denn dieser Hai bedeutete für sie mindestens 25 Rupie (33.25 Mark) in barem Gelde, eine Summe, von der sich eine ganze Weile recht bequem leben läßt, wenn man Neger ist. Zum Einladen in das Galawa war der Haifisch zu groß. Also wurde er seitlich angebunden. Und dann ging es heimwärts in schneller Fahrt, denn der Monsun war schon aufgekommen. Zu Hause habe ich dann aber dafür gesorgt, daß mir der Haifisch möglichst schnell aus dem Gesicht kam, denn Haifisch hat einen so entsetzlichen Geruch, daß der Europäer wenigstens ihn meidet, wo er kann. Die Neger denken freilich anders darüber. Das kommt aber daher, weil Haifischfleisch eben nur etwas für ... „Kenner“ ist.

Gefentert

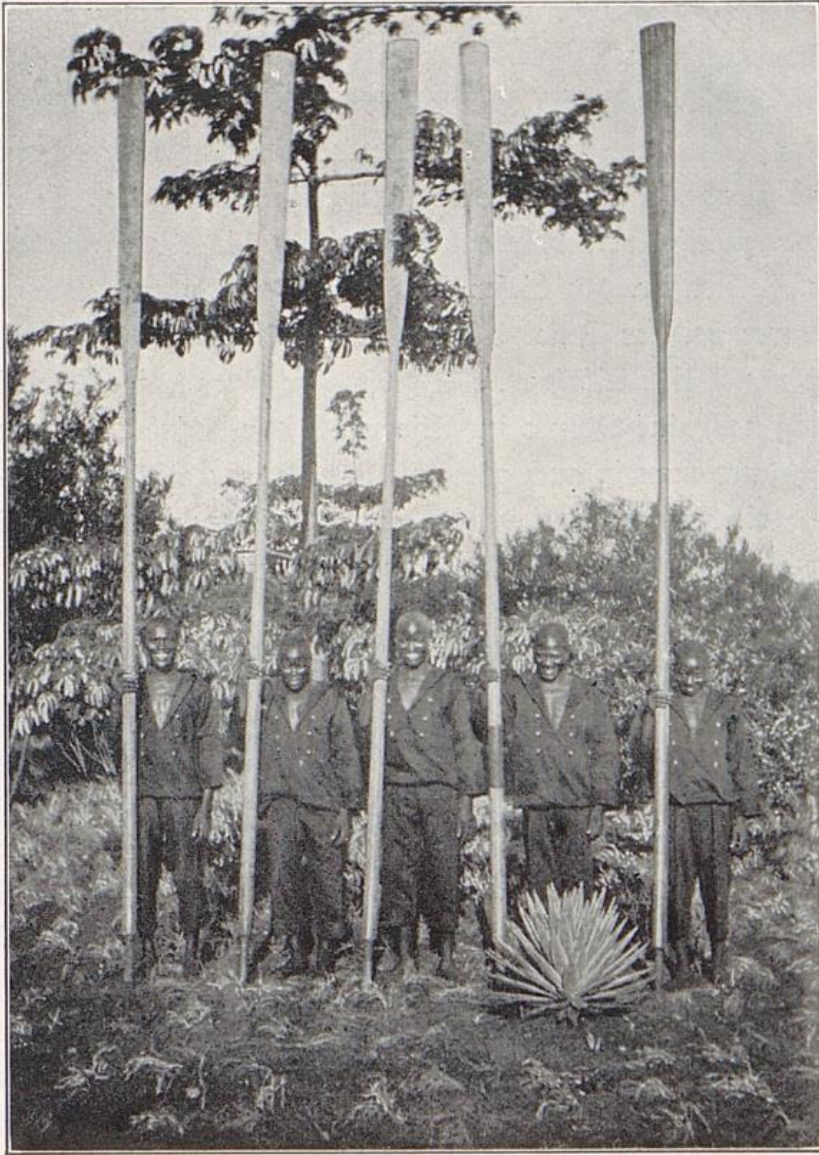
Wie es kam, daß ich mir in Tanga so unverantwortlich viel Menschen in mein kleines Galawa lud, um mit ihnen nach Hause zu fahren, weiß ich heute nicht mehr. Aber sieben Mann waren wir jedenfalls, ich und sechs Neger. Ferner befanden sich in dem Galawa ein Tropenkoffer aus Blech und eine Kiste mit vier lebenden Enten. Natürlich war es unsinnig — ich weiß es —, denn drei Leute sind übergenug für so ein winziges Galawa. Aber wer hätte in seinem Leben noch nie etwas Unsinniges getan! Dabei wehte an diesem Tage eine scharfe Brise, und das Galawa lag ganz hart am Winde. Einer der Neger mußte infolgedessen immer auf dem Ausleger stehen, damit der Kahn nicht kippte. Und doch kippte er. Draußen auf der Höhe der Insel Uenge war es, recht weit entfernt vom Lande. Kurz und gut, mit einem Male faßte uns eine seitliche Bö und ... plumps ... lagen wir alle im Wasser. Ja, da lagen wir, strampelten im Wasser herum und versuchten, auf das Galawa hinaufzuklettern. Es ging aber nicht, denn es trieb fieloben. Also hieß es schwimmen, und zwar auf die Insel Uenge zu. Psui Teufel! Das war unangenehm. Uenge war weit, und Haifische gab es wohl auch in diesen Gegenden. Aber ich bin immer ein guter und ausdauernder Schwimmer gewesen. Also entledigte ich mich im Wasser meiner Jacke und der Schuhe und schwamm los. In der Verwirrung hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, sogar die Entenkiste mitzunehmen. Rechts und links von mir schwammen meine Leute, mit den kurzen Rudern, die sie nicht verloren gehen lassen wollten, das Wasser ab und zu schlagend, um „allzu neugierige“ Haifische zu vertreiben. So schwammen wir und schwammen, Gott sei Dank mit den Wellen, eine halbe Stunde, eine ganze. Schließlich merkte ich, daß meine

Kräfte nachzulassen begannen. Ich rief diese Wahrnehmung meinen Leuten zu, und diese schwammen sofort an mich heran, um mir zu helfen. Mit einem Male wurde mir ganz gottsjämmerlich schlapp zumute, und ich wäre wohl weggesackt, wenn nicht zwei meiner Leute — es waren das wieder Hindu und Bobea — mich mitgeschleppt hätten. So gelangten wir an den Strand von Ulenge nach fünfviertelstündiger Schwimmtour. Meine Entenkiste wurde auch angespült, und siehe da, alle vier Enten lebten noch. Ich ließ sie gleich ein wenig draußen spazieren gehen, damit sie sich von dem Schreck erholen konnten. Auch mein wasserdichter Tropenkoffer wurde von den Wellen herangetrieben. So war es mir möglich, mich mit trockenen Kleidern zu versehen. Wenig später fand sich auch das umgestürzte Galawa ein und wurde von meinen Leuten wieder aufgerichtet. Treuherzig meinte einer meiner Begleiter zu mir: „Es ist nur gut, Herr, daß du nicht im Wasser ertrunken bist. Was hätten wir sonst für Schwierigkeiten beim Bezirksamt gehabt.“ Eine wohlthuende Ehrlichkeit, über die ich von Herzen gelacht habe.

Nun, wir waren bald wieder so weit, daß wir unsere Fahrt fortsetzen konnten. Diesmal aber verzichteten wir auf das Segeln, bis wir in der sichern Bucht angekommen waren. Dann fuhren wir flott heimwärts, trotzdem wir immer noch Sieben waren. In der Erinnerung lächelt man wohl über solche Vorkommnisse, wenn man sie aber gerade erlebt, sind sie weniger schön. Die feuchte Pfingstpartie — es war damals gerade Pfingsten gewesen — hatte übrigens im Gefolge, daß ich acht Tage an Fieber krank lag. Ja, die Tropen! Der afrikanische Schnupfen, die Malaria, hat man nun einmal schnell weg. Und doch ist es dort so schön, so wunderschön, selbst im ... Wasser.

Niedrigwasser

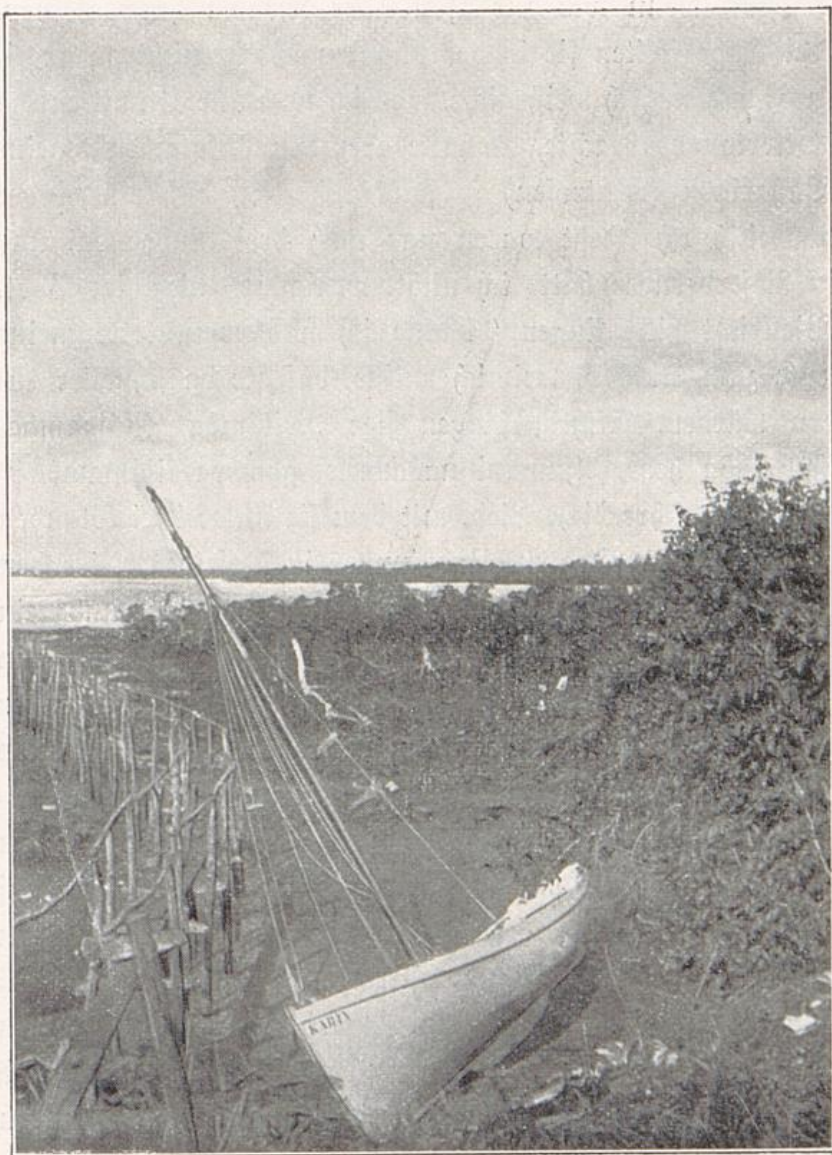
Es gibt zwei Dinge, die einen Menschen, der auf dem Meere segelt, zur Verzweiflung bringen können. Das eine ist eine Flaute, oder volkstümlich ausgedrückt Windstille, und das andere ein Festkommen mit dem Fahrzeug bei Niedrigwasser (Ebbe) mit fallender Tendenz. Ich kann von beiden ein Lied singen, ein recht langes Klage lied sogar, und dieses Lied hat so viel Verse, wie ich durch Flaute oder fallendes Wasser verursachte Unglücksfahrten zwischen Tanga und meiner Pflanzung hin oder her gemacht habe. Die bösen Flaute n habe ich am allermeisten gespürt, wenn ich in einer meiner großen und schweren Dhaus saß, die keine Möglichkeiten zum Rudern hatten. „Auf der Dhau, da sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß,“ hätte ich da singen können. Aber zum Singen hatte ich meistens keine Lust, denn bei Flaute n pflegt man in der Regel wütend zu sein. Zwei und eine halbe Stunde brauchte ich, um mit einer gut segelnden Dhau den Weg zwischen meiner Pflanzung und Tanga zurückzulegen. Kam aber eine Flaute, so warf sie meine ganze Berechnung über den Haufen. Einmal habe ich zu der genannten Strecke vierundzwanzig, ein anderes Mal siebenundzwanzig Stunden gebraucht. Und auf allerhöchstens fünf Stunden waren die Vorräte an Essen und Trinken berechnet. Ähnlich hohe Zahlen habe ich mit Dhaus noch öfter erreicht. Aber es wächst der Mensch mit seinen Zwecken. Aus diesem Grunde und, weil ich das nutzlose und widrige Umhertreiben auf dem Wasser bei Flaute n gründlich satt hatte, schaffte ich mir eine flotte Gig an, die ich „Karin“ nannte, und die ausgezeichnet segelte. Mangelte es mir einmal an Wind, so wurde einfach gerudert, und man kam so immer sicher an. Sicher ja. Aber wann...? Es gab ja doch auch



Die Besatzung der „Karin“. Im Hintergrund ein Kapokbaum

böshafterweise fallendes Niedrigwasser, das der Herrgott eigens gemacht zu haben schien, damit uns an der Küste wohnenden Pflanzern die Bäume nicht in den Himmel wüchsen.

Einmal wollte ich wieder mit der „Karin“ nach Tanga fahren und hatte mir alles ganz wunderschön ausgerechnet, und zwar war meine Berechnung folgendermaßen: „Es ist eine leidlich starke Nordostbrise da. Um 11 Uhr vormittags ist Hochwasser. Zu dieser Zeit wirfst du also bei ‚Awawa‘ (Barre bei der Insel Ulenge) sein müssen. Folglich mußt du um 9 Uhr abfahren. Du gibst aber für etwaige Verspätung noch eine Stunde zu. Also um 8 Uhr Abfahrt. Schließlich kann man ja auch rudern.“ Soweit war alles ganz nett und richtig. Punkt $\frac{3}{4}$ 8 Uhr stieg ich mit meiner Frau, die auch nach Tanga fahren wollte oder mußte, in die „Karin“. Punkt 8 Uhr stand das Segel und blähte sich, aber leider nur sehr wenig, so daß ich schon einen bedenklichen Blick zum Gaffelwimpel emporsandte. „Baridi kidogo“ (recht wenig Wind), meinte mein Steuermann Masemo, und diese zwei Worte schienen mir furchtbar höhnisch zu klingen. Oder irrte ich mich? In mir stieg schon wieder die „Flautenwut“ empor, aber ich verbiß meinen Ingrim. Noch liefen wir ja, wenn auch nicht mit Schnellzugsgeschwindigkeit, aber wir liefen doch. Schon an der nächsten, in die Bucht hinausragenden Landzunge änderte sich aber der Zustand. Rakafakafak machte das Großsegel, als wollte es noch ein Sterbegerbet ausstoßen. Dann hing es schlaff herab. Auch das Focksegel bettete sich zur Ruhe. „Runter mit den Fegen,“ rief ich zornig, „und rudern!“ Dann sah ich nach der Uhr. Lieber Himmel! Ein halb elf Uhr war es bereits, und wir waren so weit, daß wir mein Haus noch sehr bequem sehen

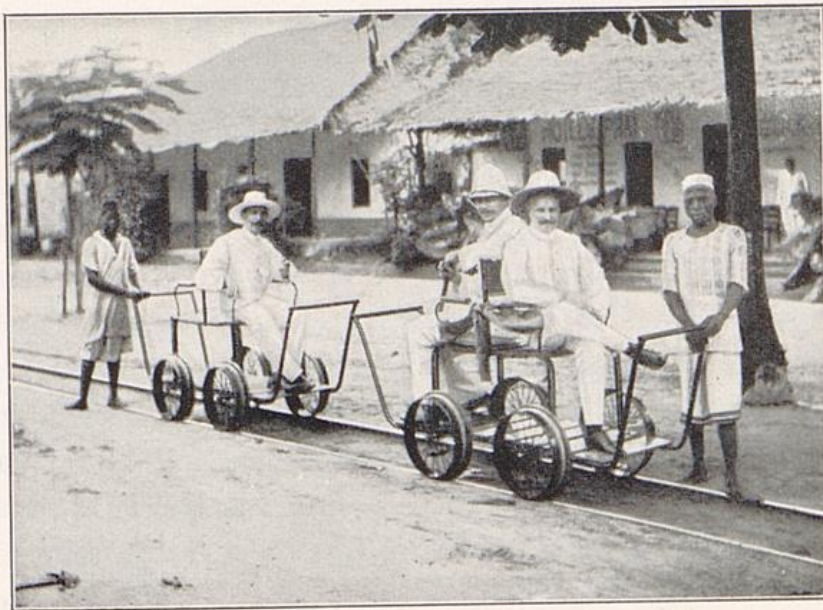


Ebbe

konnten. Rudern, rudern, was das Zeug hält! Ich bat, ich flehte meine Matrosen an. Ich versprach ihnen einen Riesenvorschuß, wenn wir zur Zeit über Kwawa hinwegkämen. Drei Tage sollten sie in der nächsten Woche nicht zu arbeiten brauchen. Ich weiß nicht, was ich noch alles in bittendem Stotterton vorbrachte, es hatte aber den Erfolg, daß meine „Baharias“ (Matrosen) so stark ruderten, daß ein Ruder entzwei brach. Jetzt waren nur noch drei Ruder da, und ein Reserveruder hatte ich nicht, wenigstens nicht im Boot. „Vielleicht hilft singen,“ dachte ich und ermunterte meine Leute zum Singen, weil ich wußte, daß sie da schneller rudern würden. Richtig sangen sie: „Kilamba, kilámamba, kilamámaba hehe, Msumani naaaamke, gombela kilámamba!“ usw., jenes schreckliche Lied, mit dem sie unter drei Stunden nie aufzuhören pflegten. Und immer in derselben, leiernden Tonart! Dabei brannte die Sonne wie verrückt, und kein Lüftchen regte sich. Es war zum umfallen. Als wir um 2 Uhr bei Kwawa eintrafen, sangen meine Baharias immer noch das Lied „Kilamba kilámamba...“ So, jetzt hatten wir es geschafft. Wie war es doch mit dem Hochwasser gewesen? Richtig, 11 Uhr. Alle guten Geister! Mit einem zischenden Wehlaut bettete sich das Boot in den Sand auf der Barre bei Ulenge! Ich fing wieder an, zu rechnen: Um 12 Uhr war das Wasser gekentert, lief also jetzt seit zwei Stunden ab. Bis 6 Uhr abends würde es ganz abgelaufen sein, würde dann eine Stunde stehen, also bis 7 Uhr, und dann wieder anlaufen. Nach drei Stunden, vom Kentern zur Flut an gerechnet, würden wir abfahren können. Also um 10 Uhr! Wenn Wind war, brauchten wir dann noch eine, war kein Wind zweieinhalb Stunden rudernder Weise. Diesmal stimmte die Rechnung ganz genau, denn $\frac{1}{2}$ 1 Uhr

liefen wir in den Hafen von Tanga ein. Wir hatten keinen Wind gehabt.

Ich habe aber noch zu erwähnen, daß wir uns natürlich nur sehr wenig zu essen und zu trinken mitgenommen hatten, weil ich meiner, bei der Abfahrt von der Pflanzung aufgestellten, Rechnung vertraut hatte, die ich für sehr großzügig hielt. Masemo, der nachmittags 3 Uhr nach dem Festland, das sehr nahe war, hinüberschwamm, brachte uns einen kleinen, schwankenden Einbaum, der ein Loch hatte und halb voll Wasser war. Auf diesem flach gehenden Fahrzeug fuhren meine Frau und ich nach der Insel Menge hinüber, wo ein Leuchtturm steht. Den Leuchtturmwärter, einen Schwarzen, überredeten wir durch einen fürstlichen „Bakshish“, uns drei Eier und einen kleinen Fisch abzulassen, denn Hunger tut weh. Von den drei Eiern waren zwei Stück faul. Das eine Ei und den einen kleinen Fisch aßen wir. Dann setzten wir



Straßenbahn in Tanga

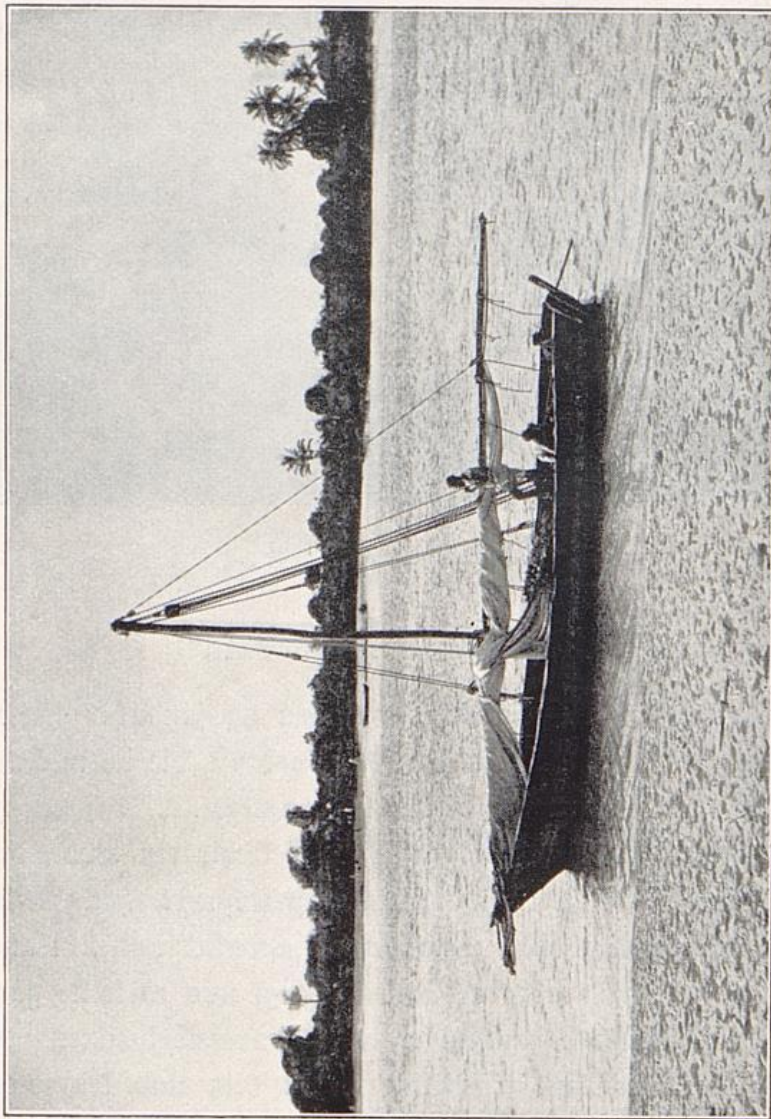
uns auf eine Bank vor dem Leuchtturm und bewunderten das Meer, als ob wir es an diesem Tage noch gar nicht gesehen hätten. Man muß eben die Feste feiern, wie sie fallen. Abends 9 Uhr bestiegen wir wieder unsern Einbaum, der diesmal zu Dreiviertel voll Wasser war, ruderten zum Boot zurück und fuhren um 10 Uhr ab. In Tanga bekamen wir natürlich zu dieser Nachtzeit nichts zu essen und ein Zimmer auch nur, nachdem ich drei Schüsse vor dem Schlafzimmer des Hotelwirts abgegeben hatte. Früher sagte man „c'est l'Afrique“, heute aber sage ich „so ist es in Afrika“.



Gemütliche Dhaufahrt

Das „Mashua ya sanduku“

Es war wirklich tragisch, „mashua ya sanduku“ hatten die Eingeborenen meine kleine Dhau getauft, die ich mir anschaffte, als ich meine Pflanzung anlegte. „Mashua ya sanduku“ bedeutet aber eigentlich soviel wie ein Boot, das man aus Kistenbrettern zusammengezimmert hat. Nein, schön war es nicht, das „mashua ya sanduku“ und neu auch nicht mehr, dafür aber alt und brüchig, und es liefte ganz schrecklich. Ich habe immer einmal herauszubekommen versucht, wo die Dhau eigentlich keinen Riß und kein Loch hatte, es ist mir aber nicht geglückt. Von Rechts wegen durfte ich nicht einmal böse über diese Untugenden der Dhau sein, denn ich hatte sie von einem Bekannten halb geschenkt bekommen, und einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins



Das „Mafua“ von Sandulu



Das „Mashua ya sanduku“

Maul. Einen Vorzug hatte das „mashua ya sanduku“ aber doch, es segelte nämlich sehr rasch. Und dann — ich weiß nicht, wie es kam — hielt es sich trotz aller Brüchigkeit ziemlich lange, bis es eines Tages durch „höhere Gewalt“ von seinem elenden Dasein erlöst wurde. Damals war ich mit dabei, und meine Frau auch.

Nordostmonsun wehte, aus der besten Riste, wie einer meiner Bekannten sagte, denn es war Dezember. An einem solchen Monsuntage wollten wir wieder einmal von Tanga nach meiner Pflanzung fahren. Da diese nördlich von Tanga liegt, erhellt daraus wohl ganz von selbst, auch für den nicht segelnden Laien, daß wir während der ganzen Tour nach Norden zu gegen den Monsun aufkreuzen mußten. In den ersten Stunden des Vormittags, zwischen 8—10 Uhr, ging das auch recht schön, und das alte „mashua ya sanduku“ lief die großen Schläge aus, als wolle es ein Handicap gewinnen. Es war eine Lust, die frische Brise einzuatmen und den alten, aber äußerst schnellen Rahn das Wasser durchfurchen zu sehen. Es ging das auch alles ganz programm-mäßig, bis an der Spitze der Halbinsel, auf der ich wohnte, die Sache etwas kritisch zu werden anfang. Der Monsun, der an Stärke bedeutend zugenommen hatte, blies uns gerade auf die Nase, d. h. er kam von vorn und wurde mit ungeheurer Stärke durch den dünnen Schlauch der Bucht hindurchgepöbelt. Außerdem begann bereits das Wasser abzufließen, so daß wir, außer gegen den Wind, noch gegen eine sehr erhebliche Strömung anzukämpfen hatten. Da ferner in der engen Bucht sehr viele Korallenbänke waren, konnten wir nur ganz kurze Schläge machen, so daß wir fast gar nicht, oder — richtiger gesagt — überhaupt nicht vorwärts kamen. Das alte Boot wurde gerüttelt und geschüttelt, der Mast

ächzte und stöhnte, und an vielen Stellen begann schon wieder Wasser einzulaufen. So gut es ging, dichtete ich mit den Matrosen die lecken Stellen. Bedenklich war mir nur, daß dem alten Kasten überhaupt eine solche Leistung zugemutet werden sollte. Auch mein Dhauführer Champi blickte sehr nachdenklich nach dem Mast hin und meinte gelassen zu mir: „Mlingote utaanguka labda“ (der Mast wird vielleicht über Bord gehen). Ich antwortete nur mit einem gekünstelt gleichgültigem „Tutajaribu lakini“ (Wir werden es aber versuchen), so recht wohl war mir aber bei diesen Worten doch nicht. Was sollte ich schließlich auch machen? Heim mußten wir. Also biegen oder brechen! Letzteres traf ein. Als wieder einmal der Monsun heulend angebraust kam, legte sich mein altes, treues „mashua ya sanduku“ mit einem Stöhnen wie ein todwundes Wild zur Seite und ... krachend und splitternd kam der Mast backbord über. Meine Frau und ich stießen zugleich einen Schrei aus, aber es ging noch gut. Schnell war der Mast nebst den Falls und Schoten mit einer Art geklappt und wurde seinem Schicksal überlassen. So war die alte Dha ein Wrack und wurde hilflos, wie sie war, hin und her geworfen. Aber Neger sind erfinderisch. Zwei in der Dha liegende Stangen wurden über Kreuz gebunden und mit Stricken befestigt, so daß sie eigentlich zwei sich kreuzende Masten darstellten. Daran hingen die Neger ihre Lendentücher, und wir hatten so ein improvisiertes Segel. Diesergestalt liefen wir nun vor dem Winde auf das Dorf Richalikani zu, das unweit der Mündung des Dodaflusses am Ufer der Bucht liegt. Es blieb mir nichts anderes übrig, als dieses Dorf anzulaufen. Aber es war immerhin zweifelhaft, ob wir auch dahin kommen würden, denn unmittelbar vor dem Dorfe

lagen zackige Korallenbänke. Das „mashua ya sanduku“ lief wieder wie toll, trotz der kleinen Leinwandsegel, die man doch nicht gut als Segel ansprechen konnte. Ein Bremsen der Fahrt war unmöglich. Plötzlich rief Champi: „Da, ... dort vorn ... die Bänke!“ Ein Krachen antwortete ihm auf diesen Ausruf, und auseinander sprang die alte Dhau, gespalten wie mit einem Messer. Meine Frau und ich sowie der Dhauführer Champi wurden von dem erhöhten Deck herunter ins Wasser geschleudert. Gott sei Dank, war es dort ganz leicht und das Land nahe. Die Eingeborenen im Dorfe Richalikani hatten das Unglück mit angesehen und holten uns in ihren Einbäumen herüber.

Am Land und gesichert waren wir ja nun, aber nach Hause gehen mußten wir doch und zwar zu Fuß. Fünf Wegstunden waren wir noch von meiner Pflanzung entfernt. Wir gingen also. Durch heißen, weißen Sand am Strande entlang, bei glühender Hitze marschierten wir. Im Dorfe Tawalani wurde mir meine Frau ohnmächtig. Sie hatte 40 Grad Fieber, kein Wunder nach dieser Aufregung und Überanstrengung. Ich ließ ihr einen Tragstuhl machen und ihr ein paar Kokosnüsse zur Labung bringen. Zu Hause packte ich sie dann ins Bett. Mein altes „mashua ya sanduku“ aber wurde am Strande von Richalikani zu Tode geschüttelt. Seine Planken wurden wohl in alle Winde verstreut.

Die Motorbootprobefahrt

Welcher Mensch, der die letzten beiden Kapitel gelesen hat, wird mich wohl einen Verschwender heißen, wenn ich erzähle, daß ich mir einen Bootsmotor kaufte und in die „Karin“ einbaute? Daß es nicht gleich ein ganzes Motorboot war, ist doch aller Ehren wert. Der Mast wurde aus der „Karin“ herausgenommen, eine mittlere Ruderbank ausgebrochen und der zwölfpferdige Motor eingebaut. Das acht Meter lange, schlanke Fahrzeug eignete sich infolge seiner Bauart vorzüglich zum Motorboot und sollte mir als solches noch manche guten Dienste tun. Ewig unvergeßlich wird mir aber die erste Probefahrt bleiben, die ich mit der, neu als Motorboot hergerichteten, „Karin“ machte. Wer abergläubisch sein wollte, hätte sie vielleicht als ein böses Vorzeichen für fernere Fahrten genommen und sich nie mehr in das Motorboot gesetzt. Ich aber bin nicht abergläubisch und war es auch nie. Doch ich will nicht vorgreifen.

Ich hatte gerade damals, als ich den Motor in das Boot einbaute, einen großen Trupp Arbeiter aus dem Innern bekommen, Banhamwezi und einige Wasakuma. Unter ihnen befanden sich manche, die ich nicht für sehr gesund hielt, die aber doch behaupteten, gut arbeiten zu können. Einer dieser, mir etwas fränklich erscheinenden Männer, namens Kabiffe, bat mich eines Tages, ihn unter die Holzschläger einzureihen, die das Schlagen des Mangrovenholzes, das im Seewasser wächst, besorgten. Ich stellte ihm vor, daß das eine schwere Arbeit sei, die er wohl kaum werde bewältigen können, er war aber wie veressen darauf, vor allem wohl des höheren Lohnes wegen. So ließ ich ihn gewähren und ihm eine Axt aushändigen. Ich sollte aber mit meiner Meinung, daß der fränkliche Mann die Arbeit

nicht leisten könne, recht behalten. Drei Tage später kam nämlich der Aufseher und meldete mir, Kabisse sei ertrunken. Beim Durchwaten einer Furt, die gar nicht tief gewesen sei, sei er plötzlich vornüber gefallen und nicht mehr zum Vorschein gekommen. Es gäbe eben doch sehr viele Teufel an der Insel, wo sie gearbeitet hätten. Dem Manne die Torheiten auszureden, hatte keinen Zweck. Mir war die Sache ganz klar. Kabisse, der offenbar herzleidend war, war nach der erhitzenden Arbeit durch das kühle Wasser gewatet, und dort hatte er einen Herzschlag bekommen.

Zufällig passierte das Unglück an dem Tage, an welchem ich die Probefahrt mit dem Motor machen wollte. Zu dieser Probefahrt nahm ich meinen Assistenten und zwei Mann mit. Wir wollten den sogenannten Manzasfluß hinauffahren, der aber eigentlich kein Fluß, sondern nur ein sehr langer Meeresarm ist. Der Motor war frisch gepugt und geölt, der Benzinbehälter gefüllt und alles an Bord in Ordnung. Mein alter Steuermann Masemo besorgte das Ankurbeln. Knatternd sprang der Motor an. Die Welle ging zunächst auf Leerlauf, als ich aber einrückte, schoß die schlanke „Karin“ vorwärts. In eleganter Kurve umfuhr sie die Spitze der vorgelagerten Sandbank und rauschte dann auf die Einfahrt des Manzasflusses zu. Im Vorbeifahren an den Inseln fiel mir ein, daß ja gerade hier Kabisse heute früh noch Holz geschlagen hatte, ehe er ertrunken war. Aber nur einen Augenblick dachte ich daran, denn meine Gedanken galten jetzt nur der Probefahrt und dem wunderbaren Dahingleiten zwischen den immer enger und enger zusammenrückenden Mangrovenbüschen. Immer dunkler wurde es um mich, und die hohen Mangrovenbäume berührten sich schon mit ihren rauschenden Kronen. In dem tiefschwarzen Wasser

schoß das blendend weiße Boot dahin. Einige Reiher flogen auf, von dem ungewöhnten töff töff erschreckt. Ein Nachtaffe blinzelte mit seinen gelben Makiäugen blöb von einem Busch herüber. Jetzt hieß es, sich ducken. Ein Ast ragte in geringer Höhe quer über die schmale Durchfahrt. Da kam die Ausbuchtung, die einem weiteren Vordringen ein Ziel setzte, denn dahinter wurde das Wasser ganz seicht. Teichartig erweiterte sich der Manzafluß. In der Mitte des Beckens lag eine kleine Insel, um die ich herumfahren mußte, um umkehren zu können. Mit halber Kraft machte das Boot die Wendung. Dann ein Druck auf den Hebel, und vorwärts schoß der weiße Vogel auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren. Ich mochte noch nicht Abschied nehmen von der eigenartigen Schönheit dieser Fahrt auf dem dunklen Meeresarme und ließ das Boot mit ganz geringer Kraft laufen. Meine Augen schweiften über das hier tiefgrüne Wasser, und da entdeckten sie etwas, was mitten im Fluß schwamm, etwas kleines, rundes, ungefähr so groß wie die Frucht eines Affenbrotbaumes. Einer Laune folgend, ließ ich das Boot an das runde Ding herantreiben, und nun erkannte ich schon besser. Aber was sah ich? Was war das Rauhe, das Wollige auf dem runden Etwas? ... Kabisse!! ... Zu gleicher Zeit sprachen mein Assistent und ich den Namen aus. Er war es! In merkwürdiger Stellung schwimmend, die Füße ganz nach unten, den Kopf nur zum oberen Teil aus dem Wasser hervorsehen lassend, trieb der Leichnam mit dem eben leise ablaufenden Wasser der offenen Bucht zu. Wir bargen ihn im Boot. Da sah ich es deutlich, daß ich keinen Ertrunkenen vor mir hatte, denn Ertrunkene sehen anders aus. Er war vielmehr, wie ich es schon dachte, am Herzschlag gestorben. Den Toten übergab ich seinen

Stammesgenossen, die ihn im Walde unter Steinen begruben, wie es Sitte ist. Sollte ich abergläubisch werden? Nein! Die Fahrt hatte mir zu viele Schönheiten gezeigt. Sie waren stärker als der Gedanke an den Tod. Ich dachte an den wunderbaren, still-dunklen Fluß, als ich nach der Fahrt zu Hause saß, nicht an den Toten, dem meine Fahrt zu einer ruhigen, ordentlichen Ruhestätte verholfen hatte.



Das alte Lehmhaus

Die letzte Fahrt

Scheiden tut weh! Das ist ein alter, wahrer Spruch. Ich habe es an mir selbst erfahren, daß dieses alte Wort keine leere Redensart ist, damals, als ich der Pflanzung, die ich gegründet, gehegt und gepflegt hatte wie ein Vater sein Kind, Lebenswohl sagen mußte. Damals, als ich mein schönes, großes Haus, in dem ich so glückliche Stunden verlebt hatte, verschwinden sah hinter den Bäumen der Landzunge. Damals...! Es ist mir, als wäre es heute, und ein wehes Gefühl steigt in mir empor, eine alte Wunde beginnt, zu bluten. „Mußte es sein?“ so frage ich mich heute. Ja damals mußte es sein, als mich eine schwere Nierenerkrankung zwang, den Heimweg nach Europa anzutreten. Heimweg? Ach nein! Meine Heimat liegt nicht mehr in den deutschen Landen, sondern da draußen, an dem Strande des Indischen Ozeans, dort, wo das Blut schneller in den Adern kreist, wo die Lüfte linder wehen, wo der

ewige Sommer ist. Nicht das „ubi bene, ibi patria“ ist es, nach dem sich meine Gefühle richten. Vaterland bleibt Vaterland für einen jeden geraden und aufrechten Menschen, aber eine neue, liebe Heimat kann man auch wo anders finden. Dort, wohin mich mein Herz zieht, liegt mein Glück. Und es zieht mich dort hinaus, wo meine Heimat liegt, mit allen Gewalten einer Fesseln sprengenden Sehnsucht. Und ich weiß, ich werde diese Heimat wiedersehen, ich muß sie wiedersehen . . . , so Gott will!

Die Koffer waren gepackt, das Mobiliar war verkauft. Noch ein letzter Gang auf die Pflanzung. Mir war es, als müsse ich jede Palme, jedes Kautschukblatt streicheln und das Gras zwischen den Bäumen küssen. Da lag es noch, das alte, kleine Lehmhaus, das uns im ersten Jahre beherbergt hatte. Hier hatte die kleine, primitive Küche aus Palmblättern gestanden, dort das Magazin aus gleichem Stoff. Unter diesem Mangobaum hatten wir gegessen. Wie oft, ach wie oft! Und dort der alte Markt! . . . Zurück zum



Das Steinhaus auf der Pflanzung

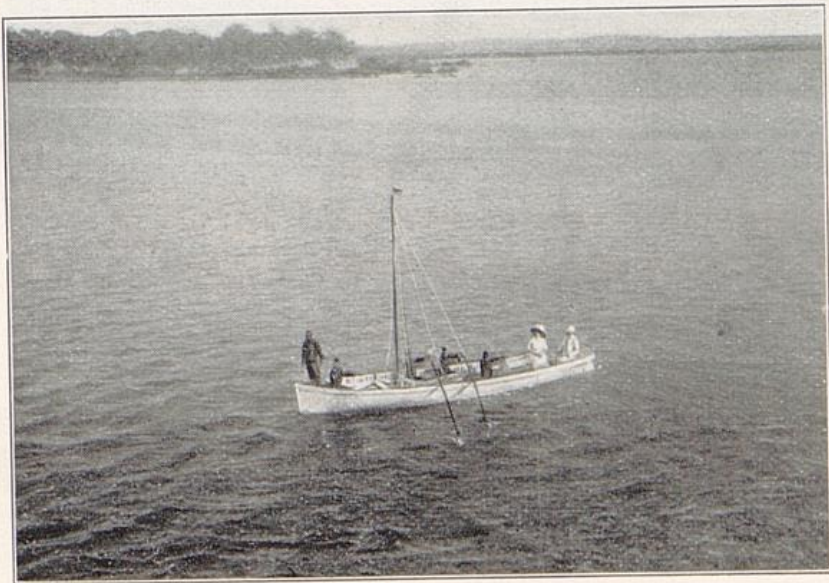
großen Steinhaus. Noch einmal die Räume durchwandern. Und nun ... Lebwohl..., nein nicht für immer, nur das nicht! Auf Wiedersehen, all du Liebes, Gutes, auf Wiedersehen!

Und am Strande lag das Boot, die „Karin“. Wo war ihr Mast? Ach richtig, sie war ja modern geworden, die „Karin“, ein Motorboot. Und so modern sollte ich den Strand verlassen, der immer die ganzen, vielen Jahre nur Segelboote und Dhaus gekannt hatte? Nein, niemals! „Masemo, du alter, wackerer Steuermann, hol den Mast hervor und das Segel. Noch ist der Mastfuß im Boot und das Loch in der zweiten Ruderbank zum Einsetzen des Mastes. Noch einmal laß uns segeln, noch einmal wie früher!“

So, jetzt sah sie anders aus. Sie war wieder die schmutze, alte „Karin“, und hei, ho ein lustiger Monsun wehte von Norden! Schwer war mir das Herz, und doch fuhr es mir durch den Sinn „Wohlauf, die Luft weht frisch und rein...“ Das Segel blähte sich im Winde. „Kommt,“ sagte ich zu den Boys, die mich begleiteten, „safari ha mwisho!“ (Die letzte Fahrt). Nur einer blieb zurück, der kleine, dumme Küchenjunge, der Kartazi. Er wollte von nun an auf der Pflanzung arbeiten bei meinem Verwandten, dem ich die Pflanzung übergeben hatte. Aber zum Boot hinüber wollte er doch mitkommen. Ich hatte ihm eine Fischreuse geschenkt, da war sein Herz froh. Im Einbaum fuhr er mit hinüber. Als wir aber im Boot saßen, gab er mir noch einmal die Hand und sagte nur: „So, jetzt will ich nach meinen Fischen sehen.“ Die Freude über die Reuse hatte alle andern Gefühle erstickt. Er war eben nur ein kleiner, dummer Buschneger.

„Los von der Boje! Schoten dicht!“ kommandierte ich. Ich saß am Steuer, dann stand ich auf und verschlang noch

einmal den Strand mit meinen Augen. Ferner und ferner rückte er, denn die „Karin“ lief vor frischer Brise und zeigte noch einmal, daß sie als Motorboot nicht vergessen hatte, was sie als Segelboot gekonnt hatte. Immer größer wurde der Abstand von unserm Hause, das ich auf dem erhöhten Strande im hellen Morgenlicht liegen sah. Jetzt kam die Landzunge! Langsam, ganz langsam schoben sich die Büsche über das lichte Bild, es von rechts her immer weiter und weiter verdeckend. Das Haus war verschwunden. Noch sah man die Küche, dann nur noch das Hühnerhaus... nichts mehr! Lebwohl geliebte Heimat, lebwohl! „Übers Jahr, wann i wiederum komm,“ sumnte es mir durch den Kopf. „Übers Jahr...!“ — Es kam der Krieg! Gott schütze unser schönes Deutsch-Ostafrika vor den heutigierigen Händen der Feinde! Dann... vielleicht, vielleicht..., wann i wiederum komm, fehr i ein, fehr i ein bei dir.



Die letzte Fahrt



Die Halle im Steinhaus

C. F. Amelangs Verlag, Leipzig

Du heilig Meer!

Novellen

von der österreichischen Adria

von

Ilka Königl-Ehrenburg

(J. v. Michaelsburg)

Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Dies Buch kündet von der Schönheit einer Küste, die noch wenig bekannt ist, es singt das hohe Lied des Landes, seiner Sonnenfreude, das hohe Lied seiner wilden Sturmschönheit. Die Dichterin führt uns dorthin, wo die gelbe, nackte Felsenklippe, eine steingewordene Flamme der Urzeit, aus dem Blau auflodert... Und dorthin, wo sich der Gischt der Brandung in enge, bogenüberwölbte weiße Marmorgassen wirft... Und hinaus in die Campagna, über der in der Mittagsglut das Lied der Zikade unablässig zittert... Und sie erzählt uns von dem Einfluß und der Macht des Meeres über die menschliche Seele an ganz verschiedenen Menschen. Allen, die es nicht kennen, möchte sie dies wundersame Land öffnen. Und die anderen, die es kennen und lieben, soll es aus diesen Blättern grüßen.

C. F. Amelangs Verlag, Leipzig

Jan Jites Wanderbuch

Roman

von

Gilhard Erich Pauls

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Der Roman will der herrlichen Jugend Deutschlands ein Denkmal setzen, die sich keine schönere Krönung eines kurzen Lebens dachte: als das Opfer für alle, den Tod für die Brüder. „Jan Jites Wanderbuch“ ist voll romantischer Schönheit, romantischen Naturgefühls, romantischer Sehnsucht: Das Buch einer unvergeßlichen schönen Jugend, die in Freude und heller Begeisterung dahin gegangen ist. Eine Trauer, wie sie ungezählte Familien heute um ihre Liebsten und Besten tragen, hat das Buch entstehen lassen. Darum möchte es allen, denen der Krieg Leid in das Haus gebracht hat, ein freundlicher Trost sein in liebem, dankbarem Gedenken ihrer jungen Helden.

C. F. Amelangs Verlag, Leipzig

Luftkreuzer im Kampf

von

Aldolf-Victor von Koerber

(Dolf von Korb)

Leicht kartoniert M. 2.—, gebunden M. 3.—

Mit glänzender Sachkenntnis, die er in bevorzugter Stellung gewonnen, und mit seiner bewährten Kunst anschaulicher und spannender Darstellung führt A. V. von Koerber in das Leben und die Arbeit an Bord des Luftkreuzers ein. Den Luftkrieg der Heeres- und Marine-Luftschiffe, vereinigt mit Flugzeugen, Flottschiffen und Unterseebooten, lernen wir in allen Phasen kennen und das Kapitel „Der schwarze Tag“ läßt uns eine der furchtbaren Fahrten ins Herz von London miterleben. — Über das Technische hinaus hat A. V. von Koerber versucht, uns ein wenig von der Schönheit der Luftfahrt im Sturm, Sonnenschein, Gewitter und Wolkenmeer zu schildern. So wie er hat noch kein Dichter in der Luft geschwebt, und derartig ist der gewaltige Stoff noch nie behandelt worden.

C. F. Amelangs Verlag, Leipzig

Die Literaturen des Ostens · IV. Band
Ergänzungsheft:

Die türkische Literatur

des zwanzigsten Jahrhunderts

von

Dr. Otto Hachtmann

Geheftet M. 2.—

Seitdem wir mit den Türken gemeinsam kämpften und siegten, erweckt alles, was sie angeht, unsere besondere Anteilnahme. Das gilt auch von der Literatur. Und so stellte es sich als wünschenswert heraus, Horns „Türkische Moderne“*) bis auf unsere Tage zu ergänzen. Dr. Otto Hachtmann hat die Aufgabe auf knappem Raum und unter Beschränkung auf die wichtigsten Autoren und deren wichtigste Werke unter Hervorhebung des wirklich Bedeutungsvollen trefflich gelöst.

*) Geschichte der türkischen Moderne von Prof. Dr. Paul Horn (†), Leipzig, C. F. Amelangs Verlag Geh. M. 2,—.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Die türkische Literatur

von Dr. phil. Hermann Schulz

Leipzig, 1907

Die türkische Literatur

von Hermann Schulz

1907

Dr. phil. Hermann Schulz

Leipzig, 1907

Die türkische Literatur ist eine der reichsten und interessantesten der Welt. Sie hat eine lange Geschichte, die bis in die Vorzeit zurückreicht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die türkische Literatur in Deutschland bekannt. Seitdem hat sie eine große Entwicklung genommen. Die türkische Literatur ist heute eine der wichtigsten Literaturen der Welt. Sie hat eine große Bedeutung für die Kultur der Türkei und für die Kultur der Welt.

Die türkische Literatur ist eine der reichsten und interessantesten der Welt. Sie hat eine lange Geschichte, die bis in die Vorzeit zurückreicht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die türkische Literatur in Deutschland bekannt. Seitdem hat sie eine große Entwicklung genommen. Die türkische Literatur ist heute eine der wichtigsten Literaturen der Welt. Sie hat eine große Bedeutung für die Kultur der Türkei und für die Kultur der Welt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

A. J. FOCKEN
Buchbinderei
BREMEN
Brautstrasse 10

